LITERATUR UND PUBLIKUM IM ÖSTERREICHISCHEN HOCHMITTELALTER

Von *Fritz Peter Knapp*

I

Adalbert Stifter läßt im zweiten Buch seines *Witiko* den Helden des historischen Romans auch eine Reise von Passau nach Wien unternehmen. Witiko besucht hier seine Mutter, die bei Agnes, der Witwe des Markgrafen Leopold III. von Österreich, auf dem Kahlenberge weilt, macht auch dem Markgrafen Heinrich II. in Wien seine Aufwartung und nimmt zumindest am Rande und aus innerer Distanz am höfischen Leben der Residenz teil. Hier trifft er auch den Ritter vom Kürenberge wieder, mit dem er zusammen die Domschule zu Passau zur Zeit Bischof Regimars besucht hat¹⁾. Der Fiedler vom Kürenberge, wie ihn Witiko nennt, fühlt sich am Hofe des Markgrafen offenbar sehr wohl:

„Wenn der Hof des alten Regimar fröhlich gewesen ist“, sagte der Ritter, „wenn der Hof Regimberts noch fröhlicher ist, so ist der Hof zu Wien nur wonniglich. Der Hof der Markgrafen von Österreich ist der erste in der Christenheit, zu dem die Jugend wandert. Die alten lobebaren Recken sind da, die sich im Ernste und im Schimpfe umtun und Ruhm gewinnen, und es sind die jungen zierlichen Degen da, die alle kommen²⁾.“

Einem jener Feste, die dem vom Kürenberger so hoch gepriesenen Hof besonderen Glanz verleihen, beizuwohnen erhält Witiko dann auch Geleгеheit:

Einmal wurde ein Fest des Hofes angesagt und Witiko dazu entboten. Man errichtete auf einem Anger außerhalb der Stadt vor den Häusern der Wollzeile viele Schranken. An den Schranken wurde ein Gerüste mit Sitzen und Söllern gezimmert, und noch andere Gerüste wurden herum errichtet. Über die Gerüste wurden kostbare Tücher gebreitet und über die Söller seidene Dächer gespannt. An dem Tage des Festes saßen der Markgraf und Markgräfin auf dem höchsten Söller unter dem seidenen Dache, und auf den andern Söllern und Sitzen saßen die Herren und Frauen des Hofes und die hohen Männer und Frauen des Landes, und Ritter und Ritterfrauen und Jungfrauen. Außerhalb der Schranken war viel Volk. Auf einem sehr schön gezierten Gerüste erhoben Ritter in prächtigen Gewändern ihre Stimme zum Gesang und übten die Fiedel. Der Ritter vom Kürenberge und Heinrich von Oftering waren unter den Männern. Hierauf wurden die Preise in Gold und in Seide und in Kleinodien ausgeteilt. Dann ritten die Männer zum Turniere. Witiko ritt auf seinem grauen Pferde und einem schönen Sattel, dessen Schemel Goldränder hatten, in die Schranken. Er trug einen Ringpanzer, einen Helm mit goldenen Zierden und an dem Arme einen weißen Schild, darauf eine Waldrose war, die fünf Blätter und die dunkelrote Farbe hatten. Es erstritt sich den Preis einer Binde aus Goldstoff mit edlen Steinen. Die Markgräfin reichte ihm die Binde.

1) Adalbert Stifter *Gesammelte Werke* hg. v. K. Steffen Bd. 10 (Basel/Stuttgart 1967) 255 (vgl. dazu unten Anm. 8).

2) Ebenda 257.

Der Ritter vom Kurenberge, Heinrich von Oftering, Wolftrigil von Stein, Udalrich von Marbach, Werinhard von Brun, Chunrad von Asparn und Erchambert von Mosebich erhielten Preise. Thimo von der Aue ritt auf einem weißen Pferde in die Schranken. Er hatte eine weiße und eine grüne und eine rote Feder auf dem Helme. Sein Harnisch glänzte silbern, die Beinschienen waren blau und der Schild gelb. Über den Harnisch trug er eine veilchenblaue Schärpe, welches die Farbe des Fräuleins von Hartheim war. Er legte drei Ritter in den Sand, erhielt einen kostbaren Preis und ritt zu den jungen Männern zurück, bei denen er seinen Stand hatte. Das Volk erhob großen Jubel über die Spiele, Zinken und Pfeifen ertönten zuzeiten, und helle Rufe stiegen empor, da der Markgraf, die Markgräfin und die Herren und Ritter und die Frauen und Jungfrauen in die Stadt zurückkehrten ³⁾.

Von der Sangeskunst der beiden Ritter, die bei diesem Fest eine Art Sängerturnier bestreiten, ist auch sonst in dem Roman noch mehrfach die Rede. Schon jetzt (262) kündigt der Kurenberger Witiko ein großes Werk an, das er zusammen mit dem Ofteringer zu schaffen gedenkt:

„Heinrich und ich werden einmal einen Sang anheben von dem hörnern Sifrid und von den Burgonden und von Island und von dem Könige Ezel und von Dietrich von Bern. Es möge nur nicht so werden wie mit der schönen Frau in Passau, von der ich als Büblein die Farbe trug und die ich nicht mochte han, was mir an meinem Herzen viel dicke weh getan.“

Und der Minnesänger vom Kurenberge, der hier und an anderer Stelle (254) eines seiner Lieder zitiert ⁴⁾, hat dann sein großes Vorhaben auch tatsächlich ausgeführt. Beim großen Mainzer Pfingstfest im Jahre 1184 kommen er und der — aus derselben Gegend Oberösterreichs stammende — Ritter Heinrich von Oftering zu Witiko; sie *saßen in dem Gezelte bei dem Becher und sagten und sangen von einer noch größeren Vergangenheit, wie die Helden unverzagt in dem brennenden Saale gekämpft hatten* ⁵⁾. Stifter setzt also voraus, daß die beiden Dichter damals bereits zumindest einige Abschnitte des Nibelungenliedes, darunter die 36. Aventure, fertiggestellt hatten.

II

Uns kann es hier selbstverständlich nicht darauf ankommen, die Forschungssituation kritisch nachzuzeichnen, aus der heraus Stifter bei der Abfassung seines großartigen Romanes seine Ansichten über das Entstehen des Epos von den Nibelungen poetisch formuliert hat ⁶⁾. Von Bedeutung ist einzig die Frage, welche Grundbedingungen der Produktion und Rezeption mittelalterlicher Literatur der Dichter des 19. Jahrhunderts bei seiner Darstellung voraussetzt und inwieweit wir aufgrund neuerer Erkenntnisse dieses Bild zu korrigieren imstande oder genötigt sind.

Diese Grundbedingungen sind die folgenden:

1. Die genannten Dichter sind ritterliche Dilettanten, die von ihrer poetischen

³⁾ Ebenda 265 f.

⁴⁾ *Des Minnesangs Frühling* 33. Aufl. v. C. von Kraus (Stuttgart 1950) 8, 25 f.: *Ez hât mir an dem herzen vil dicke wê getân! daz mich des gelustel des ich niht mohte hân . . .*

⁵⁾ *Ges. Werke* Bd. 11, 352.

⁶⁾ Alles Wesentliche hierzu bei Moriz Enzinger *Stifter und die altdeutsche Literatur* in Ders. *Gesammelte Aufsätze zu Adalbert Stifter* (Wien 1967) 328—364.

Produktion zu leben weder genötigt noch gewillt sind. — Beim Mainzer Pfingstfest treten dann allerdings auch nicht-ritterliche Sänger auf 7).

2. Sofern der Kürenberger und Witiko hier Dichter und Publikum repräsentieren, ist geistliche Schulbildung auf beiden Seiten nichts Außergewöhnliches, ja vielleicht die Regel 8).

3. Die ersten poetischen Ergüsse des Minnesängers sind Huldigungen an eine adelige Dame, bei der er vielleicht als Page gedient hat.

4. Minnesänger tragen ihre Lieder gerne bei Festen öffentlich vor Angehörigen der höfischen Gesellschaft, aber auch unter Anteilnahme des gemeinen Volkes vor. Mehrere Sänger, die zugleich ihre Kunst im Saitenspiel vorführen, kämpfen dabei, ähnlich den Streitern im anschließenden Turnier, um Preise.

5. Längere epische Gedichte werden in kürzeren Abschnitten im Freundeskreis vorgetragen. Öffentlicher Vortrag wird gleichwohl deshalb nicht ausdrücklich ausgeschlossen, ebensowenig wie der Vortrag von Lyrik in intimerem Kreis.

6. Das Epos wird „gesagt und gesungen“. Dies ist eine Formel, die Wilhelm Grimm als den alten technischen Ausdruck für den Vortrag epischer Lieder erkannt zu haben glaubte, wobei er an ein Mittel zwischen Rede und Gesang, Karl Lachmann hingegen an regelrechten Gesang dachte 9).

7. Die beiden genannten ritterlichen Dichter gelten ausdrücklich als Verfasser des *Nibelungenliedes*, nicht etwa bloß als Redaktoren und Vortragende eines Werkes, das Gemeingut vieler Epensänger wäre.

Gegenüber diesen im Verlaufe der Romanhandlung mehr oder minder dezidiert formulierten Vorstellungen begegnet in der neueren literarhistorischen Forschung in den meisten Punkten eine auffallende Zurückhaltung oder auch völlige Schweigsamkeit, während in populärwissenschaftlichen Darstellungen, aber auch häufig in kulturhistorischen Appendices zu Geschichtslehrbüchern jene oder vergleichbare Vorstellungen als Klischees unbesehen übernommen werden, um so dem unvermeidlichen Bedürfnis nach konkreter Erfassung des mittelalterlichen ‚Literaturbetriebes‘ entgegentzukommen.

Das meiste Interesse haben in der Literaturwissenschaft bis heute noch die letzten beiden Punkte (6 und 7) gefunden, ohne daß sich jeweils eine bestimmte Ansicht allgemein durchgesetzt hätte. Eine Diskussion dieser Fragen muß ich mir hier aus Raummangel versagen. Was die Vortragsweise des *Nibelungenliedes* betrifft, neigt man heute eher dazu, ursprünglich Rezitation mit der Singstimme anzunehmen, ohne daß stringente Beweise zu erbringen wären 10). Vortrag mit der Sprechstimme dürfte demnach zumindest bis um 1200 der nicht-strophischen

7) *Ges. Werke* Bd. 11, 351.

8) Als dritter Mitschüler in Passau wird noch ein Ritter Rudolph genannt (*Ges. Werke* Bd. 10, 176). Witiko erwähnt später, daß ihn Bischof Regimar sehr zur lateinischen Sprache angehalten habe (*Ges. Werke* Bd. 11, 89).

9) Vgl. Julius Schwietering *Singen und sagen* (1908) in Ders. *Philologische Schriften* (München 1969) 7—58 hier 7 ff.

10) Zusammenfassend dazu u. a. Werner Hoffmann *Altdutsche Metrik* (Sammlung Metzler 64 [Stuttgart 1967]) 74 f.; Roland J. Taylor *Die Melodien der weltlichen Lieder des Mittelalters* Darstellungsband (Sammlung Metzler 34 [Stuttgart 1964]) 19—23.

epischen Dichtung vorbehalten geblieben sein, die unter Umständen auch bereits privat, namentlich von höfischen Damen, gelesen wurde¹¹⁾.

Über die Lebensweise der deutschen Heldenepik des 12. und 13. Jhs. im allgemeinen, insbesondere über das Verhältnis von Mündlichkeit und Schriftlichkeit setzt sich in der deutschen Forschung nachgerade immer mehr jene Meinung durch, die die Entstehungsbedingungen der großepischen Gattungen möglichst einander anzunähern sucht¹²⁾. Die vereinzelt Stimmen, die sich, v. a. aus dem angelsächsischen Raum, zugunsten der These von der mittelhochdeutschen Heldenepik als *oral poetry* erhoben haben¹³⁾, vermögen sich dagegen nicht durchzusetzen. Einen in etwa vermittelnden Standpunkt versucht Michael Curschmann in seinem Forschungsbericht über die ‚Spielmannsepik‘ einzunehmen¹⁴⁾. Es zeigt sich allenthalben, daß die Anhänger der Vorstellung vom ‚Buchepos‘ als wesentlicher, wenn nicht einziger Lebensform der Heldendichtung einfach deshalb im Vorteil sind, da sie sich auf positiv Gegebenes, eben das schriftlich Überlieferte stützen können, während ihren Gegnern die ganze Beweislast, längst Verklungenes zu rekonstruieren, zufällt. Dennoch will mir scheinen, daß unser tintenklecksendes Säkulum die literarische Produktion des Mittelalters doch ein wenig zu sehr nach eigenen Maßstäben zu messen geneigt ist. Dazu gehört auch die Überschätzung der frei mit dem Stoff waltenden, vereinzelt, erhabenen Dichterpersönlichkeit, als welche wohl nicht einmal ein Wolfram von Eschenbach im eigentlichen Sinne gelten darf, um wieviel weniger die anonymen ‚Produzenten‘ der Heldenepen. Ich möchte hier nur an die, zugegebenermaßen recht subjektive, Äußerung eines der ästhetisch feinfühligsten Mediävisten erinnern. Wolfgang Mohr schrieb in einem 1967 erschienenen Aufsatz über das *Nibelungenlied*: „Je mehr ich bei jedem Lesen das Werk, sein episches Kalkül, seine Menschendarstellung und das Maß der Proportionen bewundere, umso mehr kommt mir ‚der‘ Dichter des Nibelungenliedes abhanden“¹⁵⁾. Die Forschung

11) Vgl. Erich Auerbach *Literatursprache und Publikum in der lateinischen Spätantike und im Mittelalter* (Bern 1958) bes. 220 ff.; Herbert Grundmann *Die Frauen und die Literatur im Mittelalter* in *Archiv für Kulturgeschichte* 26 (1935) 129—161 bes. 133 f., 145 ff.; Rudolf Limmer *Bildungszustände und Bildungsideen des 13. Jahrhunderts* (München/Berlin 1928) 69 ff.; Franz Anton Specht *Geschichte des Unterrichtswesens in Deutschland von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des dreizehnten Jahrhunderts* (Stuttgart 1885) 287 ff.

12) Dazu vgl. u. a. Werner Hoffmann *Mittelhochdeutsche Heldendichtung (Grundlagen der Germanistik* 14 [Berlin 1974]) 1—68. Hoffmann gibt einen Forschungsbericht, bleibt aber in seiner eigenen Ansicht in etwa auf der Linie von Helmut de Boor *Geschichte der deutschen Literatur* Bd. I (München⁶ 1964) 250 ff.; Bd. II (München⁹ 1974) 151 ff.; Bd. III/1 (München¹ 1962) 140 ff.

13) So v. a. Edward Haymes *Mündliches Epos in mittelhochdeutscher Zeit* (Diss. Erlangen 1969).

14) Michael Curschmann ‚Spielmannsepik‘. *Wege und Ergebnisse der Forschung von 1907—1965*. Mit Ergänzungen und Nachträgen bis 1967 (Stuttgart 1968) 102—108.

15) W. Mohr *Spiegelung von Heldendichtung in mittelalterlichen Epen* in *Beiträge zur Gesch. d. dt. Spr. u. Lit.* 88 (Tüb. 1967) 241—248 hier 245. Ähnlich (mit textkritischen Argumenten) Helmut Brackert *Beiträge zur Handschriftenkritik des Nibelungenliedes* (Berlin 1963) bes. 170. Dagegen Hoffmann *Mhd. Heldendichtung* 71; Helmut de Boor Einleitung zur Ausg. des *Nibelungenliedes* 20. Auflage (Wiesbaden 1972) XLVII f.

wäre, wie ich meine, gut beraten, im Gewirr der Meinungen zumindest dieses ‚Geständnis‘ nicht aus dem Gedächtnis zu verlieren.

III

Wie divergierend die Ansichten in diesem Punkt bis heute sind, zeigen die jüngsten Darstellungen von Walter Falk¹⁶⁾ und Karl Bertau¹⁷⁾. Für Falk, der von der Neugermanistik herkommt, ist das *Nibelungenlied* eine rein literarische Schöpfung. Von der Diskussion um den Begriff der *oral poetry* nimmt er keine Notiz. Bertau richtet seine Aufmerksamkeit zwar auch auf den Prozeß der Literarisierung des Werkes, rückt diese aber ganz im Sinne von Helmut Brackert von der ‚Entstehung‘ weit ab. Seine Hypothese lautet:

„Ein gebildeter Literaturfreund, ein Bischof von Passau, vielleicht Bischof Wolfger, 1191—1204 (von Erla, östl. von Enns, seit 1548 meist irrig als von Ellenbrechtskirchen bezeichnet), hat das mündliche Lied von einem der vielen Epensänger gehört, war von der unbegreiflichen Tragik betroffen und hat es von diesem und/oder anderen Sängern seinen Schreibern diktieren lassen. Andere Literaturfreunde haben mit ihm gewetteifert. Aber bei jeder dieser Erstaufzeichnungen kam ein in Einzelheiten etwas anderes Nibelungenlied heraus. Anregung und Beginn all dieser Aufzeichnungen aber war die ‚Klage‘, die vielleicht unmittelbar nach dem mündlichen Vortrag durch einen Passauer Kleriker entstand“ (745).

Ausgangspunkt dieser Hypothese sind Aussagen in eben dieser *Klage*. Der hunnische Sänger Swämmel, wird hier berichtet, habe dem Bischof Pilgerin (ein solcher regierte tatsächlich in Passau 971—991), dem Bruder der Königin Uote, die Nachricht von dem Tod seiner Neffen gebracht. Der Bischof will die Geschichte aufschreiben lassen (3464) — *wand iz vil übel waere, ob es behalten würde niht. ez ist diu groezeste geschicht diu zer werlde ie geschach* (3478 ff.). Und zwar läßt er sie aufschreiben *in latinischen buochstaben* (4299), also wohl in Latein, gemäß dem Bericht des *videlaeres* (4309), der mit andern Augenzeuge des Geschehens war (4312 f.). Dabei bedient sich der Bischof eines Schreibers: *daz maere prieveu dô began sîn schriber, meister Kuonrât* (4314 f.). Die mündliche Tradition hat aber darüber hinaus weiterbestanden: *getihtet* (‚gereimt, diktiert, aufgeschrieben‘) *man ez (daz maere) sît hât dicke in tiuscher zungen* (4316 f.). Anlässlich einer Einzelheit der Geschichte beruft sich der (vermutlich mit dem Schreiber der damit ursprünglich verbundenen Fassung des Epos identische) Autor der *Klage* auf einen *rede meister: der rede meister hiez daz tihten* (‚aufschreiben‘) *an dem maere, wie rîch der künec waere* (44 f.). Man wird dabei mit Bertau am ehesten an den Hauptredaktor denken.

Jedenfalls liefert der Text keinen Anhaltspunkt für die Vorstellung eines ‚dichtenden Schreibers‘, eines ‚schreibenden Verfassers‘. Sollte auch diese Trennung von primärem mündlichen Vortrag und sekundärer Aufzeichnung Fiktion des Autors der *Klage* sein? Dann müßte er zumindest von einer derartigen Produktionsweise in früheren Zeiten gewußt haben. Aus dem *Nibelungenlied* selbst war

¹⁶⁾ W. Falk *Das Nibelungenlied in seiner Epoche. Revision eines romantischen Mythos* (Heidelberg 1974).

¹⁷⁾ K. Bertau *Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter* Band I: 800—1197 (München 1972) 730—748.

diese Vorstellung nicht zu gewinnen, da weder Volker noch die Spielleute Wärbel und Schwämmelein (*Swämmelin*) dort als Epensänger erscheinen. Wenn Friedrich Neumann annimmt, daß diese Gestalten des Epos „doch wohl für den Poetenkreis des Liedes, für den Schöpfer des Grundtextes und seine Nachfolger etwas aus(sagen), das man nicht überhören sollte“¹⁸⁾, so kann er dies nur aufgrund des Zeugnisses der *Klage* und desavouiert überdies damit seine eigene Annahme eines *poeta-cantor-scriptor*.

IV

Wir sind damit bereits unversehens in die Diskussion um Stand und Bildung der mittelalterlichen ‚Dichter‘ hineingeraten, ohne daß wir zuvor den Begriff des ‚Dichters‘ im Falle der Heldenepik genügend hätten konkretisieren können.

Für Neumann ist jener *poeta* des *Nibelungenliedes*, ähnlich wie für Hoffmann, ein *homo litteratus*, „einer, der lesen und schreiben konnte, mithin durch eine Schule, etwa eine Stiftsschule gegangen war, und insofern als *scribaere* ein ‚magistraler‘ Poet“, jedoch kein „Vollkleriker“, vielmehr „nur ein *clericus* im weitesten Sinne, ein Zwischenständiger, der wie alle solche Halbgeistliche auch bei Selbsthaftigkeit nahe der Stufe des *vagus* (des ‚Fahrenden‘) stand“ (166). In dieselbe Rubrik reiht er auch Walther von der Vogelweide („ein gewiß Ritterbürtiger“!) ein. Für de Boor hingegen ist — in Anschluß an Hans Naumann — die Heldenepik von Anfang an adelige Standesdichtung, ebenso wie der Minnesang, ehe sich dieser Genres im Verlaufe des 13. Jhs. auch wandernde bürgerliche Literaten annahmen¹⁹⁾. Zum Adel gehört natürlich auch der hohe Klerus, der als Publikum von Heldendichtung seit altersher mehrfach bezeugt ist²⁰⁾. Hauptträger soll aber der weltliche Adel gewesen sein, und der Dichter des *Nibelungenliedes* war dann jedenfalls „ritterlichen Standes“²¹⁾.

Den Begriff des Spielmannes will de Boor nach Naumanns Vorgang so weit als möglich einschränken. In Deutschland gab es Spielleute (*ioculatores, mimi, histriones*) im 12. und 13. Jh. gemäß dieser Forschungsmeinung in der Regel nur als recht- und ehrlose Gaukler und Musikanten. „Auch wenn der ‚Spielmann‘ wie im *Nibelungenlied* nach Herkunft und Stellung gehoben erscheint, so ist er, wie Etzels Spielleute, fest angestellter Hofmusikus oder wie Volker ritterlicher Dilettant. In beiden Fällen ist nur von instrumentaler Musik die Rede; *spilman* und *fidelaere* sind bei Volker synonym. Daß ein vielgewandter Artist auch einmal Verse vortragen und Gelegenheitsverse dichten konnte, ist damit nicht gelegnet, trägt aber für die grundsätzliche Frage nichts ab“²²⁾.

¹⁸⁾ F. Neumann *Das Nibelungenlied in seiner Zeit* (Göttingen 1967) 166. — Im übrigen hält Neumann mit seiner Ansicht vom „führenden Nibelungenmeister“ (50) in etwa die Mitte zwischen Brackert und de Boor.

¹⁹⁾ H. de Boor *Gesch. d. dt. Lit.* I 250 ff.; Ders. *Gesch. d. dt. Lit.* III/1 407 ff.

²⁰⁾ H. de Boor *Gesch. d. dt. Lit.* I 252; II 151; Schneider/Mohr *Heldendichtung* 2.

²¹⁾ De Boor *Gesch. d. dt. Lit.* II 157.

²²⁾ De Boor *Gesch. d. dt. Lit.* I 251. — Bezüglich Volker vgl. NL 1705 (Ausg. de Boor Wiesbaden 201972). — Zu den älteren Zeugnissen über das Weiterleben der Heldendichtung bis zum Hochmittelalter vgl. de Boor *Gesch. d. dt. Lit.* I 252; Hoffmann *Mhd. Heldendichtung* 30 f.; 40 f.

Es ist gänzlich ausgeschlossen, in diesem Rahmen auch noch die übrigen wesentlichen Beiträge zur Spielmannsproblematik zu referieren²³⁾. Hervorzuheben gilt es nur, daß Zeugnisse aus dem romanischen, slawischen und ungarischen Raum den Spielmann als Berufssänger epischer Gedichte zweifelsfrei belegen. Besonders interessant ist ein Beleg aus einer ungarischen Chronik des frühen 13. Jhs.: Der Chronist bedauert dort, daß *tam nobilissima gens hungarie primordia sue generationis et fortia queque facta sua ex falsis fabulis rusticorum, vel a garrulo cantu ioculatorum quasi sompniando audiret*²⁴⁾. Hier steht offenbar prosaische Sagenüberlieferung als Gemeinbesitz neben dem Vortrag von Epensängern, die selbst wohl ebenfalls *rustici* sind, gewiß *illitterati*, da es zu jener Zeit gar keine ungarische Literatursprache gab. Sollten die hier dargestellten Verhältnisse wirklich von denen im angrenzenden österreichischen Raum grundsätzlich verschieden gewesen sein?

Aus etwas späterer Zeit (um 1280) stammt das Zeugnis des gelehrten Abtes Engelbert von Admont (um 1250—1331) in dessen Schrift *De musica*, wo es heißt: *Metricus enim modus est histrionum, qui vocantur cantores nostro tempore, et antiquitus dicebantur Poetae, qui per solum usum rhythmicos vel metricos cantus ad arguendum vel instruendum mores, vel ad movendum animos et affectus ad delectationem vel tristitiam fingunt et componunt*²⁵⁾. Hier ist nun zwar gewiß nicht von Epensängern die Rede, doch bleibt die Identifizierung der Begriffe *histriones*, *cantores* und *poetae* ebenso von allgemeiner Bedeutung wie der Hinweis, daß diese Künstler ihre Werke *per solum usum*, also ohne Kenntnis der gelehrten Theorie, der *artes*, dichten und komponieren.

Im Anschluß an de Boors Auffassung dürfte man Engelberts Aussagen aber wohl bloß auf den wandernden, bürgerlichen Literaten des 13./14. Jhs. beziehen, der „eine Figur für sich“ sei²⁶⁾. Ihn allein läßt de Boor als Berufsdichter im

²³⁾ Vgl. v. a. die Studien von Piet W a r e m a n *Spielmannsdichtung. Versuch einer Begriffsbestimmung* (Diss. Amsterdam 1951) bes. 59—122; Walter S a l m e n *Der fahrende Musiker im europäischen Mittelalter* (*Die Musik im alten und neuen Europa* 4 [Kassel 1960]) bes. 47—144; C u r s c h m a n n ‚*Spielmannsepik*‘ 84—96.

Hinweisen möchte ich in diesem Zusammenhang auch auf einen von Curschmann nicht erwähnten Aufsatz von Wolfgang M o h r *Mittelalterliche Feste und ihre Dichtung in Festschrift für Klaus Ziegler* (Tübingen 1968) 37—60. Mohr interpretiert hier u. a. Heinrichs von Veldeke Festesschilderung in der *Eneide*. Nach Mohrs Ansicht schildert der Dichter das deutlich nach dem Mainzer Hoffest 1184 stilisierte und auch ausdrücklich mit diesem verglichene Hochzeitsfest des Aeneas „aus der Perspektive der Spielleute als einen Tag des Wunschlebens in Genuß und Beschenktwerden. Er redet dabei hörbar *pro domo*, als einer, der wohl selbst als ‚Ritter‘ gesellschaftsfähig ist und doch keinen Trennungsstrich zieht zwischen sich und den ‚Spielleuten‘, dem ‚fahrenden Volk‘. Der Spielmann ist ihm nicht der standlose, verachtete Mann, billige Spaßmacher und Musikanter, der nicht zur Gesellschaft zählt; man könnte das Wort hier mit ‚Künstler‘ umschreiben, und die Gesellschaft ist ebenso auf ihn angewiesen wie er auf sie“ (45 nach *Eneide*, V. 13103—13200).

²⁴⁾ Zit. v. C u r s c h m a n n ‚*Spielmannsepik*‘ 85 nach B. S z a b o l c s i *Die ungarischen Spielleute des Mittelalters in Gedenkschrift für Hermann Albert* (Halle 1928) 154—164, hier 156.

²⁵⁾ M. G e r b e r t *Scriptores ecclesiastici de musica sacra potissimum* II 289 (zit. bei S a l m e n *Musiker* 105).

²⁶⁾ *Gesch. d. dt. Lit.* II 250.

eigentlichen Sinne gelten. Unter diesen Dichtern — die in erster Linie den Spruch pflegten — befinden sich zwar auch bisweilen Adelige und Geistliche, doch sie treten aus ihrer Sphäre heraus und passen sich dem Stand der bürgerlichen Fahrenden an²⁷⁾. Nur wenige der Fahrenden, wie etwa Konrad von Würzburg, haben es gegen Ende ihres Lebens zu Seßhaftigkeit und bürgerlichem Ansehen gebracht. Manche, auch nichtadelige Spruchdichter haben daneben auch Minnelieder gedichtet, doch ist ihnen, wie de Boor meint, diese Gattung „wesensfremd“ geblieben (410). Aus den Programmstrophen des Marners (s. u.) ersehen wir, daß sie noch andere Genres in ihrem Repertoire haben mußten, um dem Publikum zu gefallen. Mit gesteigertem Selbstbewußtsein suchten sie ihre soziale und rechtliche Außenseiterposition zu kompensieren. Gerade österreichische und steirische Quellen, wie der *Seifried Helbling* und Ottokar aus der Geul, bezeugen uns die Verachtung, die den Fahrenden von seiten des seßhaften Ritters entgegengebracht wurde (413).

V

De Boor bezieht diese seine Darlegungen nur auf die Situation der nachstaufischen Zeit. Inwieweit ist sie mit jener Situation zu vergleichen, in der sich Dichter wie Reinmar von Hagenau (gest. zwischen 1200 und 1210)²⁸⁾, Walther von der Vogelweide (gest. ca. 1230), Neidhart von Reuental (gest. vor 1246 ?), Reinmar von Zweter (gest. ca. 1250 ?) und der Tannhäuser (gest. ca. 1270) zur Zeit ihres Aufenthaltes in Österreich befanden?

Von Reinmar haben wir so gut wie keine biographischen Daten. Wenn man die zahlreichen Legenden, die sich im Laufe der Forschungsgeschichte um seine Gestalt gerankt haben, in Abschlag bringt, bleibt wenig halbwegs Gesichertes übrig: „Reinmar war wohl älterer Zeitgenosse Walthers von der Vogelweide, wie aus dem Nachruf Walthers auf Reinmar hervorgeht. Er wurde von Gottfried von Straßburg als *nahtegal von Hagenouwe* gepriesen; gemeint ist damit wohl

²⁷⁾ *Gesch. d. dt. Lit.* III/1 409 f. — Ein wesentlich differenzierteres Bild, das aber im großen und ganzen zu dem von de Boor entworfenen stimmt, hat neuerdings Kurt Franz gezeichnet (*Studien zur Soziologie des Spruchdichters in Deutschland im späten 13. Jahrhundert* Göppinger Arbeiten zur Germanistik 111 [Göppingen 1974]). Franz legt gesteigerten Wert auf die Abgrenzung gegenüber den fahrenden Spielleuten, die sich „auf der Straße, auf Jahrmärkten oder bei sonstigen Gelegenheiten“ produzierten (147). Die Spruchdichter „suchen gezielt unter dem zahlungsfähigen Publikum den Adel und in auffallendem Maße die hohe Nobilität . . . , während Spielleute und Unterhaltungskünstler verschiedenster Art ebenso von der kollektiven Geberfreudigkeit des Volkes zehren“ (153 f.). „Innerhalb der Spruchdichtung gewinnt das Stadtbürgertum als Publikum erst um die Wende vom 13. zum 14. Jh. langsam an Raum“ (154 f.). Als das wichtigste Spezifikum der Spruchdichter sieht aber auch Franz „die persönliche Haltung und künstlerische Zielsetzung“ an (163). — Bezüglich ihres Standes stellt der Autor fest, daß die Spruchdichter zwar in der Regel aus äußerst bescheidenen Verhältnissen stammten, aber keinesfalls Nachkommen völlig Besitzloser oder gar Rechtloser waren (28). Über Abkömmlinge adeliger Familien unter ihnen s. 14 f.

²⁸⁾ *Terminus ante quem* ist die Literaturschau in Gottfrieds *Tristan*. Bis 1200 rückt Bertau *Deutsche Literatur im europäischen Mittelalter* Bd. II (1973) 847 das Todesdatum hinauf.

die damalige Kaiserpfalz Hagenau im Elsaß, zu der Reinmar, vielleicht nur zeitweilig, in Beziehung gestanden zu haben scheint. Reinmar wird in allen Handschriften nur mit Vornamen genannt; als Beinamen steht in der Großen Heidelberger Liederhandschrift nur *der Alte*; einen anderen Beinamen hat er allem nach nicht geführt; seine soziale Herkunft liegt im Dunkel, auch sein Geburtsort ist nicht bekannt. Er hat vielleicht auf Herzog Leopold V. von Österreich (1177—1194) eine Totenklage gedichtet, was auf einen Aufenthalt in Wien um 1195 hinweisen könnte. Die vorrangige Stellung seiner Gedichte in der elsässischen Handschrift könnte darauf hindeuten, daß er aber vornehmlich im westlichen Oberdeutschland gewirkt hat²⁹⁾. Voreilig erschloß man die örtliche Gebundenheit seiner an sich zeit- und raumlosen Minnelryk aus der angeblich in Wien ausgetragenen Fehde mit dem jüngeren Kontrahenten Walther von der Vogelweide³⁰⁾, der sich uns in seinen Gedichten nicht nur als idealen Minnenden, sondern auch als konkrete Person darstellt.

De Boor hat sich in Anlehnung an ältere Forschung bemüht, diese Person nach Stand, Rang und Lebensweise streng von den wandernden Literaten zu scheiden. Walther sei in erster Linie Minnesänger gewesen. Und: „Das Minnelied ist und bleibt die Leistung ritterlicher Dilettanten, ein Teil höfischer Geselligkeit und Festlichkeit wie der Minnedienst, aus dem das Lied entspringt“³¹⁾. Zwar pflegte Walther auch den Spruch, doch wurde durch ihn „Spruchdichtung zur anerkannten Gattung der ritterlichen Literatur“ (ebd., 412). „Auch Walthers Lebensform war ja lange die des Fahrenden gewesen, und er hat seine bitteren Erfahrungen damit gemacht.“ Jedoch: „Bei Walther verband sich das Hochgefühl der künstlerischen Leistung mit dem Bewußtsein ständischer Zugehörigkeit, und es stützte sich auf sein Gesamtwerk, d. h. auch und vorzüglich auf sein adliges Minnelied“ (ebd.).

Völlig anders das Bild, das Peter Wapnewski³²⁾ von dem „Berufsdichter ohne festen Wohnsitz“ entwirft. Für ihn zeigen die Zeugnisse seiner Dichtung klar, „daß dieser große Poet ein armer Hund war, der davon lebte, seine Kunst vorzutragen — wie die Gaukler und Mimi, Märchenerzähler und Feuerfresser, Tänzerinnen und Schwertschlucker, nicht im Brot stehend sondern angewiesen auf Laune und Mildtätigkeit der Gönner . . .“ Gedichte wie die Atzessprüche und der Tegernseespruch sind für ihn Beweise, daß Walther, der „sozial ein kleiner Mann war“, „zum Tisch der Herren nicht zugelassen wurde.“

Daß man diese beiden so divergierenden Positionen, und beide mit einigem Recht, einnehmen konnte, wirft bezeichnendes Licht auf die gegenwärtige Situation der mediävistischen Literatursoziologie. Auch Bertau vermag das Rätsel

²⁹⁾ G. Schweikle *War Reinmar ‚von Hagenau‘ Hofsänger zu Wien?* in *Gestaltungsgeschichte und Gesellschaftsgeschichte* Festschrift f. Fritz Martini zum 60. Geburtstag (Stuttgart 1969) 1—31, hier 31 Zusammenfassung). — Schweikles gesunder Skeptizismus muß nachdrücklich zur Nachahmung empfohlen werden und sollte auch anderweit zur Selbstbescheidung in der Erforschung mittelalterlicher Dichterbiographien Anlaß geben.

³⁰⁾ Dazu vgl. ebenda 28 f.

³¹⁾ *Gesch. d. dt. Lit.* III/1, 409. — Dagegen vgl. Schweikle *Reinmar* 18 ff.

³²⁾ *Walther von der Vogelweide Gedichte* ausgewählt und übersetzt von P. Wapnewski (Fischer Exempla Classica 48, Frankfurt/Main ²1963) Nachwort 275 f.

von Walthers Stand³³⁾ natürlich nicht zu lösen. Aber er zeichnet doch eher ein Lebensbild im Sinne Wapnewskis. Besonders bezeichnend und interessant in unserem ‚österreichischen‘ Zusammenhang ist des Dichters teils werbendes, teils scheltendes Buhlen um die Gunst Leopolds VI. nach dem Tode Herzog Friedrichs I. 1198, zu dessen *familia* er vielleicht gehört hatte³⁴⁾. Er beginnt mit dem unterwürfigen Bettelspruch 20,31; und es setzt sich fort mit 35,17 (*Liupolt üz Österrîche, lâ mich bî den liuten*)³⁵⁾, 84,1 (*der wûnneclîche hof ze Wiene: 84,10*)³⁶⁾, 25,26 (Freigebigkeit Leopolds), 31,33 (unhöfischer Sang am Wiener Hof), 24,33 (*Der hof ze Wiene sprach ze mir / ‚Walther, ich solte lieben dir, / nu leide ich dir . . .*), 32,7 (wie 31,33), 34,34 (Freigebigkeit des Patriarchen von Aquileja, Leopolds VI. und Heinrichs von Mödling), 36,1 (Dienstmannen des Herzogs sollen sich an dessen *milte* ein Vorbild nehmen), 28,11 (Begrüßung des Herzogs bei seiner Heimkehr vom Kreuzzug)³⁷⁾.

Es fällt schwer zu glauben, daß der Verfasser dieser Sprüche nicht unter der beteiligten Menge der Gehrenden, die er 25,35 erwähnt, zu finden gewesen ist. Und es setzt nicht in Erstaunen, daß die einzige Urkunde, die Walthers Namen enthält, eine Rechnung für ein empfangenes Geschenk ist. Allerdings stammt das Geschenk gerade nicht vom vielumworbenen Herzog, sondern vom Bischof von Passau: Wolfger von Erla (s. o.) gab dem *cantor* Walther am 12. Nov. 1203 5 solidi longi (= 150 denare = ca. 1/2 kölnische Silbermark) zum Kauf eines Pelzmantels — eine milde Gabe am Tage nach dem Fest des Hl. Martin³⁸⁾. Vermutlich war der Sänger später auch einmal am Hofe Wolfgers, nachdem

³³⁾ Zur Forschungsdiskussion vgl. Kurt Herbert Halbach *Walther von der Vogelweide* (Sammlung Metzler 40, Stuttgart 1965) 12 ff.; Karl Bosl *Feuchtwangen und Walther von der Vogelweide* in *Zs. f. bayerische Landesgeschichte* 32 (1969) 832—849; Bertau II 1103 ff.

³⁴⁾ K. Bertau II 810.

³⁵⁾ Dazu ebenda 812 nach S. Beyschlag *Walther von der Vogelweide und die Pfalz der Babenberger* (1959) in Ders. (Hg.) *Walther von der Vogelweide* (Wege der Forschung 112, Darmstadt 1971) 594—607. — Ich zitiere nach der Ausg. v. K. Lachmann, 13. Aufl. v. H. Kuhn (Berlin 1965).

³⁶⁾ Dazu Bertau II 815.

³⁷⁾ Übersicht bei Bertau II 851 f.

³⁸⁾ Bertau II 892 nach Hedwig Heger *Das Lebenszeugnis Walthers von der Vogelweide. Die Reiseberechnungen des Passauer Bischofs Wolfger von Erla* (Wien 1970). Bertau hält allerdings, anders als Heger 224 f., diesen Betrag keineswegs für außergewöhnlich; soviel „bekamen auch andre Gaukler und Geiger vom Bischof.“ — Daß bei festlichen Anlässen jedoch arme Ritter und Spielleute in gleicher Weise beschenkt zu werden pflegten, beweist uns für das berühmte Mainzer Hoffest 1184 die Hennegausche Chronik des Gislebert von Mons (hg. v. L. Vanderkindere, Brüssel 1904): *Ab ipsis* (den Söhnen des Kaisers) *et ab universis principibus et aliis nobilibus multa militibus captivis et cruce signatis et jocularibus et jocularicibus data sunt, scilicet equi, vestes pretiose, aurum et argentum* 156, (23—26). Zitiert und interpretiert bei Mohr *Feste* 47. Vgl. auch ders. *Arme ritter* in *Zeitschrift f. dt. Altertum u. dt. Lit.* 97 (1968) 127—134. — Es verdient Erwähnung, daß Ulrich von Lichtenstein bei der Beschreibung des Wiener Hoffestes von 1222 (an dem Ulrich selbst die Ritterweihe empfing) nichts von Gaben Hg. Leopolds an Spielleute zu berichten weiß. Vielmehr heißt es: *grâven, vrîen, dienstman, wol tûsent rittern oder mër, den gap der edel fürste hër silber golt ros unde kleit durch sîne hõbe werdekeit* (*Frauentienst* Ausg. v. K. Lachmann (Berlin 1841) 11 V. 16 ff.).

dieser Patriarch von Aquileja geworden war (vgl. Spruch 34,34). Eine bleibende Heimat hat er dort aber wohl ebensowenig gefunden, wie am Hofe Leopolds VI. Nur bei Gelegenheit einiger größerer Hoffeste dürfte der Sänger hier seine Gedichte vorgetragen haben.

VI

Es ist überhaupt zweifelhaft — was bereits Wilhelm Wilmanns festgestellt hatte, ohne viel Beifall zu finden³⁹⁾ —, ob Leopold der Glorreiche wirklich „ein Freund der alten ritterlichen Minne und ritterlichen Dichtung“⁴⁰⁾ war, wie bis heute ziemlich allgemein angenommen wird. Das diesbezügliche (weiter unten zu zitierende) Lob im *Fürstenbuch* des Jansen Enikel ist wohl kein besonders zuverlässiges Zeugnis. Die historiographischen Quellen loben den Herzog vor allem als Friedensstifter und Stütze der heiligen Kirche⁴¹⁾. Thomasin von Zirklare preist Leopold brutal-scherzhaft als einen, *der die ketzer siedeln kan* (*Der welsche Gast* V. 12685). Der Herzog hat auch 1209 das Kreuz gegen die Abigenser genommen und 1218/19 im Orient gegen die Feinde der Christenheit gekämpft. Gleichwohl wußte gewiß auch er glänzende Hoffeste zu feiern, doch mochte ihm in der Dichtung eher die moralisierende, mit häufigen religiösen Akzenten versehene Art eines Reinmar von Zweter oder eines Bruder Wernher zugesagt haben.

Reinmar, dessen Ritterbürtigkeit nicht viel besser gesichert erscheint als die Walthers, ist, wie er selbst sagt, *von Rine geborn, in Österriche erwachsen* (Spruch 150,1 f.). Als sein Lehrer gilt Walther, zumindest hat Reinmar sich an dessen Kunst geschult, nicht anders als Wernher. Mit Leopolds Nachfolger kam Reinmar offenbar nicht gut aus, etwa 1234 wird er zu König Wenzel nach Böhmen gegangen sein. War er in Wien und Prag Hofsänger? „Welche Stellung Reinmar am Babenberger und später am Böhmer Hof einnahm, darüber geben seine Gedichte leider nicht den geringsten Aufschluss. Ein auf Herrngunst angewiesener Sänger war auch er, jedoch unter die gewöhnlichen Fahrenden, die *gernde diet*, die weit und breit im Lande herumzog, dürfen wir Reinmar nicht rechnen: bis zum Jahre 1241 scheint er ununterbrochen an den Höfen von Oestreich und Böhmen gelebt zu haben. Daß er je wirklichen Mangel gelitten habe, davon zeigt sich nirgend eine Spur. Reinmar muss in weit besseren Verhältnissen gelebt haben, als die Mehrzahl der fahrenden Sänger; alles Nähere entzieht sich unserer Beobachtung“⁴²⁾.

Für Bruder Wernher war dagegen die *milte* seiner Gönner offenbar eine Existenzfrage. „Er hat wirkliche Gönnersprüche gedichtet, die sich an bestimmte Personen wenden und sich in Lob und Tadel vor Superlativen nicht scheuen“⁴³⁾. Über seine Herkunft wissen wir nichts. In Österreich lag zumindest seine geistige

³⁹⁾ W. Wilmanns *Leben und Dichten Walthers von der Vogelweide* (Bonn 1882) 54.

⁴⁰⁾ Gustav Roethe (Hg.) *Die Gedichte Reinmars von Zweter* (Leipzig 1887) 21. — Das von Roethe zitierte Zeugnis des Jansen Enikel führt auch Hugo Hantsch *Die Geschichte Österreichs* I. Bd. (Graz/Wien/Köln⁴ 1959) 85 an.

⁴¹⁾ Vgl. Roethe *Reinmar* 20 Anm. 46, 47. Zu ergänzen wäre v. a. das Lob im *Chronicon rhythmicum Austriacum* (entstanden um 1270) V. 424—432 (MGH SS 25, 358s.).

⁴²⁾ Roethe *Reinmar* 23.

⁴³⁾ De Boor *Gesch. d. dt. Lit.* II 421.

Heimat. Am Hofe Leopolds VI. mag er gewilt haben, unter dessen Nachfolger scheint er „aber mehr bei den großen Dienstmannengeschlechtern, mit denen Friedrich in scharfem Zwist lag, zu Hause gewesen zu sein als am Wiener Hof“⁴⁴⁾. In Spruch 35 ermahnt er den Herzog: *man sol ze nôt die kunden vriuunde behalten!*⁴⁵⁾ Einige Herrenstrophen richtet er an steirische Adelige, deren Namen auch bei Ulrich von Lichtenstein begegnen (z. B. Spruch 30 u. 56). Das hindert ihn nicht, auf den gefallenen Herzog eine Totenklage zu dichten, in der er neben Friedrichs reinem Herzen und Freigebigkeit auch die Treue seiner Mannen hervorhebt (Spruch 48). Wernher selbst nennt sich *einen künsterichen varnden man* (Spruch 70)⁴⁶⁾. Er war schwerlich Kleriker, sein Beiname könnte darauf hindeuten, daß er „erst später, vielleicht als Laienbruder, Anschluß an eine geistige Gemeinschaft gefunden hat“⁴⁷⁾.

Als Hofdichter zu Wien unter Friedrich dem Streitbaren wird man mit einigem Recht Neidhart von Reuental und den Tannhäuser bezeichnen dürfen.

Neidhart ist ein geradezu symptomatisches Beispiel für die äußerst schwierige Lage, in der sich jede biographische Forschung im Bereiche der älteren deutschen Literatur befindet. Dieser Dichter läßt es wahrlich nicht an Hinweisen auf seine Person und Umwelt fehlen, und doch ist sovieles davon als poetische Maske und Fiktion verdächtig, daß im Grunde wiederum wenig in der Hand bleibt⁴⁸⁾. Dies beginnt bei seinem Namen: *Riuwental*, wo sich sein bayrisches Anwesen befunden hat, heißt ‚Kummertal‘; den Teufelsnamen *Nithart* legt sich der Dichter nie selbst bei, sondern vie!mehr den ihm feindlichen Bauern in den Mund. Weiters bleibt unklar, welcher Realitätsgehalt Neidharts ständigen Auseinandersetzungen mit den Bauern seiner Gegend zukommt, die ihn angeblich zuguterletzt durch Gewaltakte gezwungen haben sollen, Bayern zu verlassen und nach Österreich zu fliehen. Friedrich II. hat ihm hier ein Haus verschafft (Winterlied 23, Str. 12,2)⁴⁹⁾. Ein Haus *bî dem Lengebache* (Sommerlied 26, Str. 7,8) hat der Dichter erbeten. „Aber Lengenbach ist nach ‚Seifried Helbling‘ (VIII, 587) das Spielmanns- und Musikantendorf des Tullnerfelds. Daß sich der Dichter gerade dort ein Haus wünschte, konnte heißen: ich bin halt Musiker, Spielmann!“⁵⁰⁾.

Daß Neidhart sich in dieser Gegend gut ausgekannt haben muß, beweisen jedenfalls die vielen Ortsnamen, „die sich in der Mehrzahl auf kleine Dörfer in dem *kreizelin* (93,19 [= Winterlied 32, Str. 6,5]) nordwestlich von Wien beziehen“⁵¹⁾. Vorgetragen hat er seine Lieder aber schwerlich im bäuerlichen Milieu, sondern

44) Ebenda 418.

45) Ausg. u. Kommentar bei Anton E. Schön bach *Beiträge zur Erklärung altdeutscher Dichtwerke* III: *Die Sprüche des Bruder Wernher I* (Sitzungsberichte der kaiserl. Akad. d. Wissenschaften Phil.-hist. Klasse, Bd. 148, Wien 1904, VII. Abh.) und IV: *Die Sprüche des Bruder Wernher II* (ebd., Bd. 150, Wien 1905, I. Abh.).

46) Vgl. dazu Udo Gerdes *Bruder Wernher. Beiträge zur Deutung seiner Sprüche* (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 97, Göppingen 1973) 145 ff.

47) De Boor *Gesch. d. dt. Lit.* II 417 — Zur Diskussion um Wernhers Stand vgl. die kurze Zusammenfassung bei Gerdes *Bruder Wernher* 135 f.

48) Das Folgende nach Bertau II 1032 f.

49) Ausg. v. E. Wießner, 2. Aufl. v. H. Fischer (Altdeutsche Textbibliothek Nr. 44, Tübingen 1963).

50) Bertau II, 1033.

51) Eckehard Simon *Neidhart von Reuental. Geschichte der Forschung und Bibliographie* (Den Haag/Paris 1968) 84.

bei Hofe (s. u.). Vermutlich nach der Ermordung Hg. Ludwigs I. von Bayern 1231 hat er bei Friedrich Aufnahme gefunden⁵²). Die zeitgeschichtlichen Anspielungen seiner Lieder reichen — nach den neueren Forschungen Helmut Birkhans⁵³) — bis 1241. Wie Walther und Wernher wird auch Neidhart in Österreich von seiner Kunst gelebt haben. „Möglicherweise hat er zunächst im Bayrischen als lehnlöser, jüngerer Sohn eine ‚arme-ritter‘-Existenz geführt, als Turnierausrüfer, Gelegenheitskrieger und zeitweiliger Hofpoet“⁵⁴). Es ist aber nicht ganz ausgeschlossen, daß auch Neidharts Ritterstand bloß eine poetische Rolle gewesen ist⁵⁵).

Wie dem auch sei, ein Fahrender im eigentlichen Sinne ist Neidhart so wenig gewesen wie Reinmar von Zweter. Anders hingegen der Tannhäuser, obwohl gerade er vermutlich Adelig war. Nach Johannes Sieberts Forschungen⁵⁶) scheint für de Boor „die ritterliche Herkunft dieses Mannes heute gesichert: er war ein *her von Tannhüsen* und hatte seinen Burgsitz in dem Dorf Tannhausen bei Neumarkt in der bayrischen Oberpfalz“⁵⁷). Er hat an dem Kreuzzug 1228/29 teilgenommen, hat Beziehungen zum Hof der Stauferöhne und zum schwäbischen Dichterkreis gehabt und ist schließlich von Friedrich II. bei Hofe aufgenommen worden, am ehesten erst, nachdem der Herzog seine Territorien wiedererlangt hatte⁵⁸). Die Gunst des Landesfürsten trug Früchte: „Tannhäuser war in diesen seinen besten Jahren ein wohlhabender Mann; er besaß einen schön gelegenen Hof in Wien und konnte außerdem noch einen wohl im Marchfeld gelegenen Ort Leupoldsdorf sowie schöne Güter in Himberg bei Wien sein eigen nennen“⁵⁹). Mit dem Tode des Gönners ging es jedoch rasch bergab. Der Dichter verschleuderte seine Güter (vgl. XIV, 19 ff.) und ging wiederum auf Wanderschaft. Es ist derselbe „Weg des Adelligen in die Not des fahrenden Lebens“, welchen gegen Ende des 13. Jhs. der Brandenburger Hermann der Damen einschlug⁶⁰).

⁵²) Vgl. ebenda 83. — Das erste datierbare Lied aus Neidharts österreichischer Zeit ist das Preislied auf Friedrich (WL 29) anlässlich der Vermählung seiner Schwester zu Stadlau 1234 (ebenda). Obwohl diese Tatsache bereits 1936 von Edmund Wiefner festgestellt wurde, hält sich der Topos von Walthers „dörperlichem“ Rivalen, der jenen vom Hofe Leopolds VI. vertrieben habe, in den Geschichtsbüchern bis in neueste Zeit — vgl. Fritz Eheim *Herzog Leopold VI. (1175?—1230)* in: Hugo Hantsch (Hg.) *Gestalter der Geschichte Österreichs (Studien der Wiener Katholischen Akademie 2, Innsbruck/Wien/München 1962)* 59; Karl Gutkas *Geschichte des Landes Niederösterreich (St. Pölten³ 1973)* 67.

⁵³) H. Birkhan *Zur Datierung, Deutung und Gliederung einiger Lieder Neidharts von Reuental (Sitzungsberichte der Österr. Akad. d. Wissenschaften Phil.-hist. Klasse, Bd. 273, Wien 1971, 1. Abh.)* 19—28.

⁵⁴) Bertau II 1033.

⁵⁵) Vgl. Simon Neidhart 78.

⁵⁶) J. Siebert *Der Dichter Tannhäuser. Leben — Gedichte — Sage* (Halle a. S. 1934) bes. 1—17.

⁵⁷) De Boor *Gesch. d. dt. Lit.* II 370.

⁵⁸) Siebert *Tannhäuser* 24. — Die Übergabe Wiens an den Herzog erfolgte gegen Ende Dezember des Jahres 1239 vgl. Adolf Ficker *Herzog Friedrich II., der letzte Babenberger* (Innsbruck 1884) 87.

⁵⁹) Siebert *Tannhäuser* 24 nach Gedicht XIV, 37 ff.

⁶⁰) De Boor *Gesch. d. dt. Lit.* III/1 409.

VII

Wenn wir nun die bunte Palette der verschiedenen, hier vorgelegten sozialen Typen überblicken, so entspricht das Gesamtbild im Grunde dem, das de Boor für das Spätmittelalter entworfen hatte. Für Berufsdichter müssen wir wohl alle Genannten halten, gleichgültig welcher Herkunft sie auch gewesen sein mögen. Nur von Reinmar dem Alten wissen wir zu wenig, um die Vorstellung vom ‚ritterlichen Dilettanten‘ ernsthaft in Zweifel ziehen, aber auch ohne diese wirklich erhärten zu können. Ähnliches gilt für die ‚österreichischen‘ Vertreter des fröhlichen donauländischen Minnesanges, den Kürnberger und Dietmar von Aist⁶¹⁾, obwohl man in diesen Fällen jener Vorstellung zu folgen noch am ehesten geneigt wäre.

Die kulturhistorische Situation des frühen Minnesangs um die Mitte des 12. Jhs. hat neuerdings wiederum Karl Bertau beleuchtet⁶²⁾. Diese Situation spiegelt sich negativ in den kritischen Versen einer Reimpredigt, an deren Ende sich ein Heinrich als Verfasser nennt, der sich und den Abt Erchenfrid der Gnade Gottes empfiehlt. Hierbei handelt es sich höchstwahrscheinlich um Abt Erchenfrid (Erchanfrid) von Melk (1122—1163), der auch die Anlage der Melker Annalen angeregt haben dürfte⁶³⁾. Heinrich gehörte wohl als Laienbruder diesem Benediktinerstift an, in das er sich nach längerem Weltleben zurückgezogen hatte. In seiner Reimpredigt, die man gemäß den Eingangsversen *Von des tódes gehügede* zu nennen pflegt⁶⁴⁾, heißt es an einer Stelle (V. 354 ff.):

swa sich diu ritterschaft gesamnet,
da hebet sich ir wechselsage,
wie manige der unt der behuoret habe.
ir laster mugen si niht verswigen,
ir ruom ist niwan von den wiben.
swer sich in den ruom niht enmachtet,
der dunchet sich verswachtet
under andern sinen gelichen.

⁶¹⁾ Stand, Herkunft und Lebenszeit dieser Dichter sind nicht sicher zu ermitteln. Den Herkunftsnamen Dietmars darf man mit einiger Sicherheit mit dem oberösterreichischen Nebenflüßchen der Donau identifizieren; ob der Dichter jener Edelfreie ist, der 1139—1170 dort urkundet, bleibt fraglich (vgl. de Boor *Gesch. d. dt. Lit.* II 242). Jedenfalls gehörte das östliche Mühlviertel (zumindest der südliche Teil) damals schon längere Zeit zum Herrschaftsgebiet der Babenberger. Dagegen ist *Der von Kürnberc* (wie ihn die Hs. C nennt) in diesem historischen Sinne gewiß nicht als ‚Österreicher‘ anzusprechen, auch wenn sich wahrscheinlich machen ließe, daß unter den zahlreichen Kürn- (d. h. Mühl-)bergen gerade jener eine Stunde westlich von Linz gelegene der Standort des Stammsitzes unseres Dichters gewesen ist (vgl. Gustav Ehrismann *Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters* 2. Teil, 2. Abschnitt, 2. Hälfte [München 1935, Nachdruck 1959] 221).

⁶²⁾ Bertau I 364 f.

⁶³⁾ Vgl. Alphons Lhotsky *Quellenkunde zur mittelalterlichen Geschichte Österreichs* (*Mitteilungen des Instituts für österreichische Geschichtsforschung* Ergänzungsband 19, Graz/Köln 1963) 177.

⁶⁴⁾ Jüngste Ausg. v. Friedrich Maurer *Die religiösen Dichtungen des 11. und 12. Jahrhunderts* Bd. III (Tübingen 1970) 302—359.

Und im Verlaufe der berühmten Leichenschau spricht der Dichter die Frau des toten Ritters an (V. 607 ff.):

nu sich, wa sint siniu muozige wart,
 da mit er der frowen hohvart
 lobet unt seite?
 nu sich, in wie getaner heite
 diu zunge lige in sinem munde,
 da mit er diu trutliet chunde
 behagenlichen singen!
 nu nemac si niht fur bringen
 weder wort noch die stimme.

Minnedienst und Minnelied sind uns hier als gesellschaftliche Realität in adeligen (ritterlichen) Kreisen bezeugt⁶⁵). Nichts deutet darauf hin, daß der genannte tote Ritter zu seinen Lebzeiten ein Berufsdichter gewesen sein könnte. Er wird hier auch schwerlich als Einzelfall vorgeführt. Wenn es sich hingegen um einen Typus handelt, ist es zweifelsohne verlockend, diesem auch den Aister und den Kürnberger einzuordnen. Daß dieser Typus bis ins 13. Jh. weiterbestanden hat, kann nicht bestritten werden, ebensowenig aber wohl auch, daß es schon früh daneben Berufsdichter gegeben hat, die nicht nur Sprüche⁶⁶), sondern — nach

⁶⁵) Die hier genannten *trutliet* hat man gewiß zurecht mit den *winileot*, die ein karolingisches Kapitulare des Jahres 789 als verwerfliche Beschäftigung den *nonnanes non regulares* untersagt, und den *wineliut*, die Neidhart einige seiner Bauern singen läßt, in Zusammenhang gebracht und daraus eine Tradition volkstümlicher deutscher Liebeslyrik abgeleitet. — Vgl. de Boor *Gesch. d. dt. Lit.* II 238 ff. — Später erscheint dafür der Terminus *minneliet*, den Schönbach in zwei Predigthandschriften der Universitätsbibliothek Graz (Codex 730, geschrieben kurz nach 1300; Codex 176, geschrieben um 1300) nachgewiesen hat. Hier werden mehrere lyrische Gattungen aufgezählt, jedoch nur eine davon mit den *ioculatores* in Zusammenhang gebracht. Im Codex 176 heißt es:

(86b) *De nativitate Domini (rot)*

Nota quinque canciones, que secundum consuetudinem seculi solent cantari. primus dicitur Taglied, quem cantant vigiles, homines desides a sompno ad opus excitantes. secundus dicitur Loblied, quem cantant joculariores, divites hujus mundi pro munere, aliquando mendaciter, commendantes. tercius dicitur Chlaglied, qui in morte principum bonorum canitur, in quo eorum probitas lamentatur. quartus dicitur Minlied, quem cantant juvenes, per hunc amorem suum experimentes. quintus dicitur Leticie, quem cantant corizantes, per hunc se alterutrum at leticiam provocantes. hos quinque cantus fidelis anima debet Dom:ino canere.

(Anton E. Schönbach *Zur Geschichte der mittelhochdeutschen Lyrik* in *ZfdA* 46 [1902] 93—101, hier 93; vgl. ders. *Ein Zeugnis zur Geschichte der mhd. Lyrik* in *ZfdA* 34 [1890] 213—218, bes. 213—15).

⁶⁶) Schon in den ältesten Sprüchen, als deren Dichter sich ein *Hergêr* nennt (MF 26, 21), begegnen wir der Haltung des Gehrenden, der Gönnersprüche dichtet. Solche fehlen allerdings beim Spervogel, doch läßt sich Spruch 22,31 schwerlich anders deuten denn als Klage über die eigene Armut und Lohnerwartung. — Gewiß ein nicht-adeliger Fahrender war Meister Freidank. Als solcher erscheint er dann auch im Anhang zu den Größeren Kolmarer Annalen: *Frydancus vagus fecit rithmos Theutonicos gratiosos* (MGH SS 17, 233, 37 f.)

romanischem Vorbild (?)⁶⁷⁾ — auch Minnelieder geschaffen und vorgetragen haben. —

Die zitierte Reimpredigt gibt nun aber auch Anlaß, sich der Tatsache zu erinnern, daß die uns aus dem 12. Jh. überlieferten ‚österreichischen‘ Dichtungen zum überwiegenden Teil geistlichen Charakters sind, ja daß der Südosten des deutschen Sprachraums neben dem rheinisch-hessisch-thüringischen Gebiet das Zentrum der frühmittelhochdeutschen geistlichen Dichtung darstellt⁶⁸⁾. Geschaffen wurde diese Dichtung nur in Ausnahmefällen von Laien. Solche waren der eben erwähnte Heinrich und jene *reclusa Ava*, „deren Tod Annalen und Nekrologe von Melk und anderen Donauklöstern zum Jahre 1127 verzeichnen“⁶⁹⁾. Beide schufen ihre Werke aber erst, als sie sich vom Weltleben zurückgezogen hatten. Sie sprechen zu den *wertlichen liuten* (*Von des tôdes gehügede*, V. 5) und wollen „zu derselben christlichen Lebensführung aufrufen, für die sie sich entschieden haben, von der ihre weltbefangenen Hörer aber abgewichen sind“⁷⁰⁾. Diese Hörer waren, wie wir gesehen haben, vornehmlich ritterlichen Standes. Frau Ava redet sie mit ‚*lieben mine herren*‘ an (*Leben Jesu*, V. 298 = Str. 28,1)⁷¹⁾. An dieselbe Schicht wenden sich wohl auch in erster Linie die gleichartigen Werke geistlicher Verfasser. Daß diese geistlichen Verfasser zum Großteil Benediktinermönche waren, die jedoch zumeist ihren Namen und Stand im Werk verschwiegen, hat Gerhard Meißburger wortreich darzutun versucht. Daneben ist aber gewiß der Anteil der regulierten Augustinerchorherren — gerade für unseren Raum — nicht gering zu achten. Es darf darauf hingewiesen werden, daß die wichtigste Sammelhandschrift frühmittelhochdeutscher geistlicher Dichtung allem Anschein nach in Vorau (gegründet 1163) „im letzten Viertel des 12. Jhs. geschrieben“ wurde, „vermutlich zur Zeit des Propstes Bernhard (1185—1202)“⁷²⁾, in ihren ersten deutschen Teilen möglicherweise noch etwas früher, bald nach der Klostergründung. Die Zielgruppe dieser Handschrift, die die einzelnen Gedichte verschiedenster Provenienz offenbar einem nachträglich aufgesetzten heilsgeschichtlichen Konzept unterordnet⁷³⁾, ist offenbar der steiri-

⁶⁷⁾ Bertau I 366 schreibt zum frühen donauländischen Minnesang: „Nicht für die Entstehung solcher Dichtung, wohl aber für die Erkenntnis ihres pergamentwürdigen Literaturcharakters bedurfte es eines Anstoßes von außen, den wir uns von dem prunkvollen französischen Kreuzzugsheer von 1147 ausgehend denken.“ Dies ist zwar insofern anfechtbar, als die schriftliche Überlieferung für uns erst rund 150 Jahre später einsetzt. Doch spricht dies keineswegs gegen den von Bertau vermuteten kulturellen Kontakt. Teilnehmer an diesem Kreuzzug war u. a. der „spielmännische Trobador“ Cercamon (ebenda), ein Berufsdichter wie sein Schüler (?) Marcabru. Der provenzialische Minnesang wurde also schon seit frühester Zeit nicht allein von ritterlichen Dilettanten getragen (vgl. dazu auch Verf. *Literatur vor dem Tribunal der Sozialethik. Zu Karl Bertaus neuer Literaturgeschichte in Sprachkunst* 5 [1974] 327—342, hier 335).

⁶⁸⁾ Vgl. de Boor *Gesch. d. dt. Lit.* I 144: „die alte bayrische Ostmark Österreich, sowohl das Donauland wie das Alpengebiet Kärntens und der Steiermark“.

⁶⁹⁾ Ebenda 161.

⁷⁰⁾ Gerhard Meißburger *Grundlagen zum Verständnis der deutschen Mönchs-dichtung im 11. und 12. Jahrhundert* (München 1970) 195.

⁷¹⁾ Ausg. v. F. Maurer *Relig. Dichtungen* II (Tübingen 1965) 399—491. — Vgl. dazu Meißburger *Mönchsdichtung* 195.

⁷²⁾ De Boor *Gesch. d. dt. Lit.* I 144.

⁷³⁾ Dazu zuletzt Bertau I 335 f.

sche Adel, der nunmehr ‚Geschichte macht‘, allen voran wohl Markgraf (bzw. ab 1180 Herzog) Otaker IV. von Steyr (1163—1192) selbst gewesen ⁷⁴). Ob die Babenberger, die 1192 den Traungauer als Herzöge der Steiermark beerbten, ebenfalls Interesse an der Handschrift bekundeten, wissen wir nicht.

Das genannte heilsgeschichtliche Konzept hat vielleicht so manches Stück rein erbaulichen Charakters einem Laien schmackhaft machen können, obwohl es ursprünglich dazu gedichtet worden war, von jeder weltlichen Betätigung abzulenkten. Dem Schreiber der Handschrift wie den Verfassern der einzelnen Dichtungen gemeinsam war jedoch die Opposition gegen die gleichzeitige weltliche Dichtung. Neben der volkstümlichen Liebeslyrik kommt hier in erster Linie die Heldenepik in Frage, von deren vorliterarischer Existenz zu Anfang dieser Studie die Rede war. Verglichen mit dem berühmten Anfang des kölnischen *Annoliedes* ⁷⁵) hat hier ein einschlägiges Zeugnis aus dem ‚österreichischen‘ Raum wenig Beachtung gefunden. Gegen Ende des Gedichtes *Vom himmlischen Jerusalem* ⁷⁶) heißt es (V. 450—454 = Str. 26,3—5):

swa man aine guote rede tuot (. . . daz ist) den tumben ummare.
 der haizet ime singen von wertlichen dingen
 unt von der degenhaite, daz endunchet in arbaite.

VIII

Es ist ebenso müßig wie verlockend, nach einer bestimmten hochgestellten Persönlichkeit zu suchen, den der geistliche Verfasser hier als den *tumben* bezeichnet haben mochte, der sich — vergleichbar jenem Bischof Gunther von Bamberg († 1065) ⁷⁷) — an alten Heldensagen ergötzte. Wir müssen uns auf die Feststellung beschränken, daß es zu dieser Zeit in adeligen Kreisen üblich war, sich weltliche heroisch-epische Gedichte, und zwar vermutlich mit Einsatz der Singstimme, vortragen zu lassen. Die konkreten Umstände dieses Vortrages lassen sich nicht mit Bestimmtheit ermitteln. Man wird jedoch schwerlich fehlgehen, wenn man damit rechnet, daß Epensänger, bzw. Vorleser auf allen Herrensitzen stets, besonders aber zur Winterszeit, wenn das Waffenhandwerk und die Jagd ruhten, willkommen waren, um die langen Abende zu verkürzen ⁷⁸).

Die öffentliche Vorlesung eines Abenteuerromans als Bestandteil ritterlich-höfischer Geselligkeit belegt uns eine Verserzählung des 13. Jhs., der *Helmbrecht* ⁷⁹).

⁷⁴) Diese Vermutung bei Karl Konrad Polheim Einleitung zur *Faksimile-Ausg. der deutschen Gedichte der Vorauer Handschrift* (Codex 276) II. Teil (Graz 1958) XVIII.

⁷⁵) *Wir horten ie dikke singen von alten dingen, / Wie snelle helide vuhnten, wie si veste burge braechen, / wie sich liebin winiscefte scieden, wie riche kunige al zegiegen. / nu ist zit daz wir dencken wi wir selve sulin enden* (V. 1—8 = Str. 1,1—4; Ausg. v. F. Maurer *Relig. Dichtungen* II 8—45).

⁷⁶) Ausg. ebenda 143—152.

⁷⁷) Über diesen schreibt der Bamberger Scholasticus Meinhard in einem Brief (Nr. 73 der *Hannoverschen Sammlung* hg. v. C. Erdmann, *MGH Briefe d. dt. Kaiserzeit* 5 [1950] 121): *O miseram et miserandam episcopi vitam, o mores! Numquam ille Augustinum, numquam ille Gregorium recolit, semper ille Attalam, semper Amalungam et cetera id genus portare tractat.* — Vgl. dazu Karl Langosch in *Verf. Lex.* V 317 f.

⁷⁸) Zur Aufführungspraxis längerer Epen vgl. auch Hoffmann *Mhd. Helden-dichtung* 53 f.

⁷⁹) *Helmbrecht von Wernher dem Gartenaere* hg. v. F. Panzer, 7. Aufl. v. K. Ruh (*Altdeutsche Textbibliothek* 11, Tübingen 1965).

Leider ist die Erzählung nicht genauer zu lokalisieren und zu datieren⁸⁰). Doch wird die betreffende Darstellung Aussagekraft für das gesamte bayrisch-österreichische Gebiet zur hoch- und späthöfischen Zeit besitzen. Der alte Helmbrecht stellt hier seinem Sohn ein etwas glorifiziertes Bild guter, alter höfischer Festlichkeit vor Augen. Er selbst habe gesehen, als er als junger Mann bei Hofe seine Ware ablieferte, wie die Ritter vor den Damen buhurdierten. Über die anschließende Kurzweil erzählt er:

939 als si danne daz getâten,
 einen tanz si dô trâten
 mit hôchvertigem sange;
 daz kurzte die wîle lange.
 viel schiere kom ein spilman,
 mit sîner gîgen huob er an:
 dô stuonden ûf die frouwen;
 die ritter gegen in giengen,
 bî handen si sie viengen.
 dâ was wunne überkraft
 von frouwen und von ritterschaft
 in süezer ougenweide.
 juncherren unde meide
 si tanzten froelîche,
 arme unde rîche.
 als des danne nimmer was,
 sô gie dar einer unde las
 von einem, der hiez Ernest.
 swaz ieglicher aller gernest
 wolde tuon, daz vander.

Was beim Vergleich dieser Stelle mit der anfangs zitierten Festesschilderung im *Witiko* besonders auffällt, das ist der Ersatz des Wettsingens durch das von Gesang begleitete Tanzvergnügen. Wernher der Gärtnner hat sich hier offenbar in erster Linie die Tanzlieder eines Neidhart oder eines Tannhäusers zum Vorbild genommen. Doch auch Walther von der Vogelweide hat es nicht verschmäht, zum Tanz aufzuspielen. Als er mit Genugtuung davon spricht, daß ihn nach Herzog Friedrichs Tod *daz rîche* am warmen Herde (*ze fiure*) aufgenommen habe, ruft er aus: *wol ûf, swer tanzen welle nâch der gîgen* (19,37), was wohl als Angebot zu verstehen ist. Daneben trugen aber Walther und seine Nachfolger am Wiener Hof natürlich auch Minnelieder im engeren Sinne vor, deren Hauptgewicht auf der sprachlichen Pointe lag. Die aus literarischen Fiktionen wie dem *Wartburgkrieg* gewonnene Vorstellung des Wettsingens mit anschließender Preisverteilung können wir für das deutsche Hochmittelalter zwar nicht so recht belegen, doch mag auch dies vorgekommen sein⁸¹). Nach Walther nahm offenbar die Vorliebe für das Tanzlied stark zu. Neidhart und seine ‚Schüler‘ bereicherten ihr diesbezügliches Repertoire auch noch durch geradezu kabarettistische Einlagen, pseudo-epische Selbstparodien, Bspöttelungen von

⁸⁰) Als Entstehungsort kommen v. a. das (damals bayerische) Innviertel oder der (damals bereits babenbergische) Traungau in Frage (vgl. R u h *Einl. z. Ausg.* XIV ff.). — Halbwegs sichere termini post quem und ante quem der Entstehung scheinen der Tod Friedrichs des Streitbaren (1246) bzw. Rudolfs I. (1291) zu sein (ebenda XVI ff.).

⁸¹) Vgl. M o h r *Feste* 51.

Bauern und Rittern und dergleichen mehr. „Neidhart gibt verschiedentlich vor, für Bauern zum Tanz zu singen. Aber diese ‚Bauern‘ waren vermutlich dieselben, für die nach seinem (WL 29—85, 33 ff.) und des Tannhäusers (Leich I, 70) Zeugnis auch der österreichische Herzog Friedrich sang und tanzte: Adelige und ministeriale Emporkömmlinge von der Art der Kuenringe ...⁸²⁾“. Neidharts Witz entzündet sich an dem Bild sozialer Umwälzungen, der zunehmenden Diskrepanz von Stand und Klasse. Walther hatte nach Bertaus Meinung dafür kein Auge und beschränkte sich auf ein ablehnendes ästhetisches Urteil.

IX

Wernhers Darstellung erweckt den Eindruck, als ob der Vorleser des *Herzog Ernst* mit den Spielern nichts zu tun hätte. Vielleicht trug Wernher, der wohl Fahrender war⁸³⁾, selbst tatsächlich nichts Gesungenes vor. In seinem Vortragsprogramm können wir uns dagegen gut und gern neben Verserzählungen wie der eigenen und dem *Herzog Ernst* die Geschichte von Troja und Aeneas, von Karl und Roland, von Witege und den Söhnen der Königin Helche vorstellen, die der Autor zu Anfang erwähnt. Mag diese Auswahl auch primär ganz anderen Intentionen entsprungen sein⁸⁴⁾, so paßt doch das Fehlen der Artusepik nicht schlecht zum Bild vom Repertoire eines Fahrennden, wie wir es uns sonst zu machen pflegen. Die Spruchdichtung mochte zwar manches Motiv, insbesondere einzelne Kuriosa aus der Welt des Artus- und Gra'romans bezogen haben⁸⁵⁾, vorgetragen hat der Fahrende diese Romane schwerlich. Des Marners berühmter Spruch XV, 14 beginnt:

Sing ich dien liuten mîniu liet,
 sô wil der êrste daz
 wie Dieterîch von Berne schiet,
 der ander, wâ kûnc Ruother saz,
 der dritte wil der Riuzen sturm, sô wil der vierde Ekhartes nôt,
 Der fünfte wen Kriemhilt verriet,
 dem sehsten taete baz
 war komen sî der Wilzen diet.
 der sibende wolde eteswaz
 Heimen ald hern Witchen sturm, Sigfrides ald hern Eggen tôt.
 Sô wil der ahtode nith wan hübschen minnesanc.

Ob der Marners all diese Wünsche tatsächlich erfüllen konnte, wissen wir nicht. Die Strophe klingt jedenfalls in eine Klage über das unverständige Publikum aus. Als sein eigentliches Metier hat der Marners den gelehrten, moralischen und geistlichen Spruch aufgefaßt. Das Zeugnis dieses Fahrennden hat auch für den ‚österreichischen‘ Raum einiges Gewicht. Zwar lassen sich keine sicheren Verbindungslinien zu den Babenbergern ziehen, einer der Gönner des Marners war jedoch

⁸²⁾ Bertau II 1044.

⁸³⁾ Vgl. Ruh Einl. z. Ausg. XX.

⁸⁴⁾ Vgl. v. a. Helmut Brackert *Helmbrechts Haube in Zeitschrift f. deutsches Altertum* 103 (1974) 166—184.

⁸⁵⁾ Vgl. Der Marners Spruch XV, 16 (V. 303 f.): Ausg. v. Ph. Strauch (Straßburg 1876), Neudruck mit einem Nachwort, einem Register und einem Literaturverzeichnis von H. Brackert (*Deutsche Neudrucke, Reihe: Texte des Mittelalters*, Berlin 1965).

Heinrich von Zwettl, Propst von Maria Saal in Kärnten und (ab 1231) Bischof von Seckau⁸⁶). Ein lateinischer Spruch unseres Dichters⁸⁷) empfiehlt den Gönner für die Bischofswahl. Nichts hindert, uns den Fahrenden längere Zeit auch im Machtbereich Friedrichs des Streitbaren vorzustellen⁸⁸).

Wie groß insgesamt der Anteil der Berufsdichter an der literarischen Produktion und Aufführungspraxis war, läßt sich nicht sicher ausmachen. Der Stricker sagt im Prolog zu seinem *Pfaffen Amis*:

1 Hie vor was vröude und ère
geminet alsô sêre,
swâ ein hovesch man ze hove quam,
daz man gerne von im vernam
seitspil, singen oder sagen⁸⁹).

Der hier genannte *hovesch man* könnte ein ‚ritterlicher Dilettant‘ sein. Doch schildert der Autor wiederum eine vergangene Zeit, und er selbst war ein Fahrender, der „erste sicher faßbare Berufspoet des 13. Jahrhunderts außerhalb der Reihen der Liederdichter“⁹⁰). Er stammte aus Franken, lebte und wirkte in der 1. Hälfte des genannten Jahrhunderts und zwar zumindest teilweise im babenbergischen Österreich. Seine Gönner sind nicht namentlich bekannt, doch kommen der landsässige Adel und die Geistlichkeit in noch höherem Maße als der Herzog in Frage⁹¹). Er schuf hauptsächlich schwankhafte und moralisierende Kleinepik. Er dürfte aber auch als einer der ersten den höfischen Roman dem deutschen Südosten vermittelt haben⁹²).

Daß Herzog Friedrich II. selbst an Tanz und Gesang *ûf dem anger* und anderweit teilnahm, geht, wie bereits erwähnt, aus zwei Liedern seiner Hofdichter hervor. Neidhart reimt im Winterlied 29, Str. IV, 4 ff.:

wê, wer singet uns den sumer niuwiu minneliet?
daz tuot mîn her Troestelîn⁹³)
und mîn hoveherre;

⁸⁶) Vgl. Strauch *Einl. z. Ausg.* 7 ff.

⁸⁷) Spruch X = CB 6* (Ausg. v. Otto Schumann / Bernhard Bischoff *Carmina Burana* I/3, Heidelberg 1970).

⁸⁸) Vgl. Strauch *Einl. z. Ausg.* 16 f.

⁸⁹) Ausg. v. Hans Lambel *Erzählungen und Schwänke* (Leipzig² 1883) 1—102.

⁹⁰) Hanns Fischer *Studien zur deutschen Märendichtung* (Tübingen 1968) 147.

⁹¹) Vgl. ebenda 147 f. (mit Lit.).

⁹²) De Boor *Gesch. d. dt. Lit.* II 192.

⁹³) Zu diesem Herren Birkhan Neidhart 15 f. Der österreichische Ministeriale Meinhard Tröstel (von Zierberg) spielte in den Jahren 1239 bis etwa 1255 im politischen Leben eine große Rolle. Er war Finanzier Hg. Friedrichs d. Streitbaren während seiner Auseinandersetzung mit dem Kaiser und ermöglichte jenem das erfolgreiche Durchhalten in Wr. Neustadt. Ab 1240 war Meinhard zeitweise das oberösterreichische Kammergut verpachtet. 1252/53 stellte er sich als Stadtministeriale von Linz auf die Seite Ottokars II. Přemysl, was wesentlich dazu beitrug, daß Oberösterreich im Frieden von Ofen (1254) an Österreich kam. Vgl. dazu Franz Wilflingseder *Die ehemalige Burg Lonsdorf bei Linz und ihre Besitzer* (Linz 1955) 87 ff.; Max Weltin *Kammergut und Territorium. Zur landesfürstlichen Kammergutsverwaltung im 13. und 14. Jh. am Beispiel der Herrschaft Steyr* in *MÖSTA* 26 (1973) 13 f.; derselbe *Die „Laaer Briefsammlung“. Eine Quelle zur inneren Geschichte Österreichs unter Ottokar II. Přemysl* (Veröffentlichungen des Instituts für österr. Geschichtsforschung 21 [1975]) 88 f.

und der Tannhäuser lobt den Herzog in seinem 1. Leich, Str. 25 (V. 69—72) u. a. folgendermaßen:

Truric herze fro
 wirt von im, swan er singet den frouwen den reien.
 so hilf ich im so,
 daz ich singe mit im zaller zit gern den meien.

Der Wiener Bürger, „der sich Jans oder Johans der Jansen Enikel nennt, d. h.: Johannes, der Enkel eines Jans, oder allgemeiner: der Sprößling einer Familie, die sich nach ihrem Vorfahren die Janse nennt“⁹⁴), hat einiges aus des Tannhäusers Lob in sein gegen Ende des Jahrhunderts geschriebenes *Fürstenbuch* aufgenommen⁹⁵). Des Herzogs tänzerische und sängerische Betätigung hat der Autor aber, was bisher zuwenig beachtet wurde, auf den von ihm weit höher geschätzten Leopold VI. übertragen, was diesem bis heute den Ruf eines großen Förderer des Minneliedes eingetragen hat (s. o.). So heißt es in der großen Totenklage:

2027 wer singet uns nû vor
 ze Wiene ûf dem kôr,
 als er vil dicke hât getân,
 der vil tugenthafte man?
 wer stiftet uns nu reien
 in dem herbst und in dem meien?

Das festliche Treiben am Hofe Leopolds beschreibt Jansen Enikel V. 1583 ff., und des Herzogs Sangesfreudigkeit erwähnt er nochmals V. 2049 f. Bei Walther werden wir Vergleichbares vergeblich suchen. Er läßt statt dessen — in polemischer Absicht — einmal den Wiener Hof klagen, ihm fehle jeder festliche Glanz, darunter auch *frowen zeinem tanze* (25, 10). Beide Zeugnisse lassen keine sicheren Schlüsse zu⁹⁶).

Noch weniger vermögen wir den Realitätsgehalt der poetischen Angaben über den Minnedienst in den Kreisen des Adels zu beurteilen. Für den ‚österreichischen‘ Raum schöpfen wir unsere Kenntnisse zum Großteil aus dem *Frauentienst* Ulrichs von Lichtenstein (um 1200 — um 1275). Eine Diskussion über dieses ‚autobiographische‘ Werk ist in diesem Rahmen nicht zu leisten. Man wird jedoch sagen dürfen, daß die Deutung dieses ‚Minneromans‘ als fiktionales Gebilde in der neuesten Forschung weitaus dominiert, so daß dem Historiker bis auf einige Verzatzstücke der Wirklichkeit wenig in der Hand bleibt⁹⁷).

⁹⁴) De Boor *Gesch. d. dt. Lit.* III/1, 191.

⁹⁵) Nachweise bei J. Siebert *Tannhäuser* 127. — Ausg. des *Fürstenbuches* bei Ph. Strauch *MGH DChr.* 3/2.

⁹⁶) Friedrichs Sangesfreudigkeit hat dagegen sogar in einem lateinischen Epitaph (*MGH SS* 11, 51, 16ss.) ihren Niederschlag gefunden. Hier wird der Herzog gelobt: *Ecclesie fax, pax patrie, decus orbis, abegit Rure, foro scelus, urbe, choro famosa peregit*. Ob die im gleichen Gedicht verwendete metaphorische Bezeichnung als *os Salomonis* auf Friedrichs weise oder schöne Rede zielt, läßt sich nicht sicher ausmachen; es liegt jedoch ohnehin nur ein Gemeinplatz vor.

⁹⁷) Vgl. dazu neuerdings die maschineschriftliche Habilitationsschrift von Franz Viktor Spechtler *Untersuchungen zu Ulrich von Lichtenstein* (Salzburg 1974).

X

Wenn wir nun zur eingangs gestellten Frage zurückkehren, so müssen wir feststellen, daß wir das von Stifter entworfene Bild zwar allenthalben in Frage zu stellen genötigt, es jedoch bis auf geringfügige Details nicht durch ein einigermaßen gesichertes neues zu ersetzen imstande sind. So gut wie alles darin könnte so oder so ähnlich ‚wirklich gewesen‘ sein, ebensogut aber auch anders. Das sollte man eingestehen. Doch „vor den Toren des Denkens siedelt das Klischee,“ wie es Peter Wapnewski einmal formuliert hat⁹⁸). Zwei entgegengesetzte bis heute unausrottbare Klischees sind die vom finsternen und vom romantischen Mittelalter. Es ist Stifters Verdienst, sich von dem letztgenannten, in der zeitgenössischen Forschung weitgehend herrschenden Klischee bis zu einem erstaunlichen Grade freigemacht zu haben. Wir dürfen hier getrost noch etwas weitergehen, ohne deshalb ins andere Extrem zu verfallen.

So müssen wir unser Augenmerk vor allem auf eine von der romantischen und nationalistischen Germanistik so stark vernachlässigten Tatsache lenken, der auch Stifter in seinem Kulturbild nicht gerecht werden konnte: Im Mittelalter standen einander, in Deutschland zumindest bis ins spätere 13. Jh., zwei weitgehend getrennt von einander existierende Bildungswelten gegenüber: die volkssprachliche Sprechkultur und die lateinische Schriftkultur. Dabei nahm diese von jener kaum Notiz. Wo namhafte Dichter, wie Ulrich von Lichtenstein, in Urkunden oder historiographischen Quellen erwähnt werden, so gerade nicht in jener Eigenschaft, die sie uns heute erwähnenswert macht⁹⁹). Der *Waltherus cantor* in der bischöflichen Reiserechnung erhält seine Berufszeichnung nur zum Zwecke einer korrekten Buchhaltung, die auch die belohnte Dienstleistung, hier eben den ‚Gesang‘ festhält. Kein zeitgenössischer Historiograph würdigte jedoch die gewiß nicht wirkungslose¹⁰⁰) politische Propaganda, die Walther oder andere Spruchdichter im Dienste hoher und höchster Herren entfalten, auch nur eines Wortes. Diese Duplizität der Bildungswelten ist zwar nachgerade, zumindest seit den einschlägigen Studien Herbert Grundmanns¹⁰¹) ziemlich allgemein bekannt, wird jedoch nach wie vor von Germanisten wie Historikern häufig genug nicht recht ernst genommen, so daß es nicht überflüssig erscheint, ihre faktischen Grundlagen ins Gedächtnis zu rufen: Die ganz überwiegende Mehrheit der Laien, hinauf bis zu Fürsten und Regenten, konnte weder lesen noch schreiben, verfügte aber gerade deshalb über eine für heutige Begriffe unvorstellbare Gedächtnisstärke für das gesprochene Wort, besonders wenn dies in gebundener Form oder gar gesungen an ihn herangetragen wurde. Alle Schulbildung im strengen Wortsinne war

⁹⁸) P. Wapnewski *Hartmann von Aue* (Sammlung Metzler 17, Stuttgart 1952) 41.

⁹⁹) Zur Erwähnung deutscher Dichter in geschichtlichen Quellen vgl. u. a. Fritz Tschirch *Das Selbstverständnis des mittelalterlichen deutschen Dichters* in *Beiträge zum Berufsbewußtsein des mittelalterlichen Menschen* hg. v. Paul Wilpert (*Miscellanea mediaevalia* 3, Berlin 1964) 239—285, hier 245 f.

¹⁰⁰) Zur Wirkung von Walthers Strophen im Unmutston 34, 4—23 vgl. zuletzt Volker Schupp *Er hat tüsent man betoeret. Zur öffentlichen Wirkung Walthers von der Vogelweide* in *Poetica* 6 (1974) 38—59.

¹⁰¹) Grundmann *Litteratus — illitteratus* in *Archiv für Kulturgesch.* 40 (1958) 1—65; ders. *Dichtete Wolfram von Eschenbach am Schreibtisch?* in *AfK* 49 (1967) 391—405; vgl. dazu neuerdings Wieland Schmidt *Lesen und Schreiben im späten Mittelalter* in *Festschrift f. Ingeborg Schröbler* (Tübingen 1973) 309—327.

lateinische, war klerikale Bildung, an der adelige Laien ab dem 12. Jh. in zunehmendem Maße, aber keineswegs mehrheitlich teilnahmen. In Frage kamen hier im Hochmittelalter in erster Linie Söhne aus hochadeligem Hause, die selbst zur Herrschaft bestimmt und auf diese auch an einer Kloster-, Stifts- oder Domschule vorbereitet wurden. Wo wir sonst einem Edelfreien oder Ministerialen begegnen, der in weltlichen Geschäften ‚höhere‘ Bildung, d. h. Kenntnisse des geschriebenen Wortes, bewies, so war er in den meisten Fällen ursprünglich zum Geistlichen bestimmt. Dabei werden sich nach der Rückkehr in die Welt die erworbenen rudimentären Kenntnisse zumeist wieder verflüchtigt haben ¹⁰²⁾.

Für die Laienausbildung außerhalb der Schulen sind wir fast ausschließlich auf poetische Zeugnisse angewiesen. Für unseren Raum wäre hier v. a. Ulrichs *Frauentienst* zu nennen, von dessen zweifelhaftem Realitätsgehalt bereits die Rede war. Ulrichs Angaben scheinen jedoch insoweit nicht der Fiktion verdächtig, als sie mit der Stilisierung zum Minneroman nichts zu tun haben. Hier bemüht sich der Autor offenbar, die Grenzen des Möglichen und Wahrscheinlichen nicht nur zu wahren, sondern dadurch sogar den Schein des Tatsächlichen für das gesamte Romangeschehen hervorzurufen. Ulrich erzählte nun, er habe während seiner Pagenzeit beim Markgrafen Heinrich von Istrien gelernt *sprechen wider diu wip, uf örsen riten mînen lip, an prieven tihten süeziu wort* ¹⁰³⁾. Wesentlich ist für uns dabei nur, daß weder hier noch sonst vom Unterricht im Lesen und Schreiben die Rede ist. Und tatsächlich belegt uns der Text Ulrichs diesbezügliche Unkenntnis im weiteren ganz deutlich: Der Ritter ist nicht in der Lage, ohne Hilfe seines *scribaere* eine Botschaft seiner Angebeteten zu lesen (59 f.). Uns scheint dieser Umstand ganz unglaublich bei einem Mann, der unter Hg. Friedrich II. die Ämter eines Truchseß und Marschalls der Steiermark bekleidete und im Jahre 1245 sogar stellvertretend für den Herzog ein Landtaiding abhielt ¹⁰⁴⁾. Doch werden wir durch einen Parallellfall, den uns eine Admonter Urkunde bezeugt, eines besseren belehrt. Demnach „verstand der Landesverweser und oberste Landrichter in Steier, Herbord von Fullenstein, die lateinische Urkundensprache nicht und er mußte sich bei der Streitsache des Stiftes Admont wegen dessen Rechte auf die Zehnten aller Neubrüche, in der Gerichtsversammlung zu Grätz J. 1265, die vom Stifte zum Beweis seines Rechtes vorgelegten Urkunden durch Meister Johann, Doctor der Heilkunde und durch zwei Minoritenmönche, den Guardian Absolon und den Bruder Lektor Marquard, vorlesen, aus dem Latein ins Deutsche übersetzen lassen und dann erst das Urtheil fällen“ ¹⁰⁵⁾. Die beiden Zeugnisse ergänzen einander, so daß wir vermuten dürfen, Herbord habe nicht nur nicht Latein, sondern auch nicht lesen gekonnt, obwohl zu dieser Zeit eines nicht mehr notwendig das andere bedingte. An Klagen aus den Kreisen des Klerus über die *indices illitterati* hat es nie gefehlt, doch haben solche auch noch im Spätmittelalter Recht gesprochen ¹⁰⁶⁾, und zwar in der Regel keineswegs nach Gutdünken,

¹⁰²⁾ Ein hübsches Beispiel aus Norddeutschland liefert dafür James W. Thompson *The Literacy of the Laity in the Middle Ages* (*University of California Publications in Education* 9, Berkeley 1939) 98.

¹⁰³⁾ Ausg. v. K. L a c h m a n n (Berlin 1841) 9, 15—18.

¹⁰⁴⁾ Urkundenbuch der Steiermark 2 (Graz 1879) 573 Nr. 460.

¹⁰⁵⁾ Albert M u c h a r *Geschichte des Herzogthums Steiermark* 4. Teil (Graz 1848) 63 f. — Vgl. UB d. Stmk. 4/1 (Wien 1960) 122 f. Nr. 196.

¹⁰⁶⁾ Vgl. G r u n d m a n n *Litteratus* 47 ff.

sondern nach bestehenden, allerdings nicht kodifizierten Gesetzen. „Das geltende Recht wurde in Deutschland vor dem 13. Jh. fast nur mündlich fortvererbt“¹⁰⁷); auf dieser Tradition beruhen die zahlreichen Rechtsbücher, Stadtrechte und Weistümer des Spätmittelalters.

Nicht nur in dieser Hinsicht dürfen wir den adeligen Laien einige Bildung zutrauen; manche von ihnen kamen auch bereits als Pagen oder Knappen ziemlich weit in der Welt herum oder wurden daheim von Hauslehrern in Fremdsprachen unterrichtet. Desgleichen wurde auf musische Erziehung wohl mehr Wert gelegt, als wir von vornherein anzunehmen geneigt wären¹⁰⁸). Im Vordergrund standen dabei Musik und Tanz, doch empfiehlt der bereits erwähnte Thomasin von Zirkläre als Knabenlektüre Geschichten von Alexander, Karl dem Großen, Tristan und den Rittern der Tafelrunde (*Der welsche Gast*, V. 1041 ff.), wobei er ausdrücklich von *hoeren (vernemen) unde lesen* spricht (V. 1027, 1080) und letzteres vermutlich weitgehend den Mädchen vorbehält (s. u.). Die theologischen und sonstigen wissenschaftlichen Interessen dieser Schicht werden wir dagegen in der Regel ziemlich gering veranschlagen. Jener hochgebildete Analphabet, Graf Balduin II. von Guines (bei Calais) verdankt seine Prominenz in der Forschung¹⁰⁹) eben gerade seiner Exzeptionalität. Daß es zu solchen ‚Entgleisungen‘ kommen konnte, ist aber in einer Zeit nicht allzu erstaunlich, in der sich kaum jemand dem Zwang vorbestimmter, im Falle des Ritters eben einer vorwiegend auf körperliche Ertüchtigung ausgerichteten Erziehung entziehen konnte.

XI

Einer solchen Erziehung werden auch die Söhne der Markgrafen und Herzöge von Österreich unterworfen worden sein. Die Quellen schweigen sich in diesem Punkte ziemlich aus. Alphons Lhotsky spricht den letzten fünf Babenbergergenerationen zwar nur das Adjektiv ‚gebildet‘ im Sinne der schriftlosen Laienkultur zu¹¹⁰), möchte es aber dann doch für wahrscheinlich halten, daß bereits Leopold III. († 1136) *litteratus* war, ebenso wie dessen Söhne. Letzteres schließt er aus der Tatsache, daß Leopold „seinem Sohne Otto, ohne Zweifel in Klosterneuburg, eine sehr gediegene Schulbildung zuteil werden läßt“¹¹¹). Gemäß den Argumenten Grundmanns, dem Lhotsky sonst folgt, wäre dies aber das gerade Gegenteil eines Beweises. Erich Zöllner vermerkt, bei Friedrich I. und Friedrich II. werde eine sorgfältige Erziehung „ausdrücklich . . . erwähnt“¹¹²). Dies kann sich

¹⁰⁷) Ehrismann *Gesch. d. dt. Lit.* 2,2,2 438.

¹⁰⁸) Vgl. Limmer *Bildungszustände* 21 ff.; Specht *Unterrichtswesen* 241 ff.

¹⁰⁹) Vgl. Grundmann *Litteratus* 10 f.; Reto R. Bezola *Les origines et la formation de la litterature courtoise en occident (500—1200)* III/2 (Paris 1967) 431 ff.

¹¹⁰) A. Lhotsky *Umriß einer Geschichte der Wissenschaftspflege im alten Niederösterreich. Mittelalter (Forschungen zur Landeskunde von Niederösterreich 17, Wien 1964)* 20 nach Grundmann *Litteratus* 13, wo es u. a. heißt: „Weise, ja philosophengleich und auf ihre Laienart gebildet können und sollen die Herrscher sein, mögen sie auch illiterat sein und das Schreiben, Lesen und Latein anderen überlassen.“

¹¹¹) Lhotsky *Umriß* 20. — Bezüglich Leopolds III. verweist Grundmann, *Litteratus* 44 f. dagegen auf die Bezeichnung *Laicus scilicet illitteratus* in der *Narratio de electione Lotharii* (MGH SS 12, 510, 34 s.), wo allerdings topischer Gebrauch vorliegen könnte.

¹¹²) E. Zöllner *Geschichte Österreichs* (5. Aufl. Wien 1974) 105.

wohl nur auf volkssprachliche poetische Zeugnisse beziehen, die jedoch einer kritischen Prüfung in dieser Richtung kaum standzuhalten vermögen¹¹³⁾.

Eine recht verlässliche Angabe besitzen wir dagegen für die Ausbildung Leopolds, des ältesten Sohnes Hg. Leopolds VI. Im Anhang zur *Continuatio Claustro-neoburgensis I* wird bei Gelegenheit der Todesnachricht erwähnt, daß Leopold in Klosterneuburg die Schule besuchte¹¹⁴⁾. Da er zur Nachfolge seines Vaters bestimmt war, ehe er — wie eine deutsche Babenbergergenealogie aus dem 13. Jh. berichtet¹¹⁵⁾ — vom Baum fiel und am 13. Aug. 1216 an den Folgen dieses Sturzes starb, läßt sich vermuten, daß es auch bei den hochmittelalterlichen Babenbergern üblich war, nicht nur den zukünftigen Klerikern, sondern auch den Thronfolgern die *litterae* lernen zu lassen. Dies könnte somit zumindest auf Leopold V. und Friedrich I. zutreffen¹¹⁶⁾.

Einen Überblick über die mittelalterlichen Schulen des nachmaligen Österreich hat Ludwig Koller gegeben¹¹⁷⁾, wobei er sich jedoch leider gerade für die ältere Zeit weitgehend auf die ältere Sekundärliteratur stützt, statt den unmittelbaren Zugang zu den spärlichen Primärquellen zu eröffnen. Dies kann in vorliegendem Rahmen nicht nachgeholt werden. Gemäß Kollers Ausführungen bestanden im heutigen Niederösterreich zur Zeit des Hochmittelalters Schulen in den Stiften und Klöstern St. Pölten, St. Andrä, St. Georgen/Traisen, Göttweig, Melk, Seitenstetten, Altenburg, Klein-Mariazell, Ardagger, Herzogenburg, Klosterneuburg und im Wiener Schottenkloster. Einige davon sind aber erst im späteren 13. oder auch erst im 14. Jh. urkundlich belegt (5 f.). Für uns

113) Bezüglich Friedrichs II. vermerkt Adolf Ficker *Herzog Friedrich II., der letzte Babenberger* (Innsbruck 1884) 7: „Ueber das Jugendleben des Herzogssohnes mangelt uns ebenfalls jegliche Nachricht. Wenn wir aus seinem Charakter, wie derselbe in den Thaten der späteren Jahre uns entgegentritt, Schlüsse ziehen dürfen, war seine Erziehung keine sehr sorgfältige.“ — Unter allen Tugenden, die die Berufsdichter an ihrem Gönner loben, befindet sich die Gelehrsamkeit nicht. Wenn eine lateinische Nänie (MGH SS 11, 51, 11) den Fürsten nicht nur mit Gedeon, Samson und Absalon, sondern auch mit Salomon vergleicht, so liegt ein bloßer Topos vor. — Für Friedrich I. stützt man sich gewöhnlich auf ein Gedicht Walthers, das einen nicht genannten ‚Fürsten‘ u. a. als *gelërter fürsten krône* preist und offenbar auf dessen frühen Tod anspielt. Diese Strophe (Lachmann 107, 29) ist aber nur in der Kleinen Heidelberger Liederhandschrift unter dem Namen des Truchsessens von St. Gallen als Strophe 117 überliefert und wird heute kaum noch Walther zugesprochen (vgl. Halbach *WdV* 98; Ulrich Müller [Hg.] *Politische Lyrik des deutschen Mittelalters* Texte I Göppinger Arbeiten zur Germanistik 68 Göppingen 1972 Nr. II u. 225).

114) MGH SS 9, 612, 33: *Primus Leopoldus, qui vivente patre cum frequentaret scholas Neunburch mortuus est, et sepultus in eodem loco.*

115) MGH DChr. 3, Anhang I 683, 32: *Der herczog Leupolt hiez, den sein vater zu schule liez; er was sein erster sun. sein maizog wolt im vrende tun und weist in in ein paumgarten und und wolt sein nicht warten noch haben chainen gaum. ab einem splendlinchbaum zu tod erviel er sich. ze Neunpurch leit er werleich.*

116) Lachmann vermerkt in den Anmerkungen zu seiner Walther-Ausg. (zit. oben Anm. 35) daß „der nachmahlige bischof zu Passau (1215—1221) Ulrich Leopolds [VI.] lehrer heißt“ (237 zu 107, 34). Ich vermag diesen Bischof Ulrich II. jedoch nur als ehemaligen *scriptor ducis Liupoldi* (MGH SS 9, 509, 6) bzw. *scriba ducis Austrie* (MGH SS 9, 595, 45) nachzuweisen, was schwerlich ‚Lehrer‘ bedeuten kann.

117) L. Koller *Deutsch-österreichisches Schulwesen vor der Reformation* in *Beiträge zur österreichischen Erziehungs- und Schulgeschichte* 15 (1914) 1—19.

von besonderem Interesse ist hier die Frage, welche dieser Schulen nachweislich auch Zöglinge aufnahmen, die nicht zum geistlichen Beruf bestimmt waren. Gerade hier läßt Koller brauchbare Distinktionen vermissen, da er einfach Konventualen und Adelige unterscheidet, so als ob diese ihre Söhne niemals als *pueri oblati* einem Stift oder Kloster übergeben hätten. Selbst der urkundliche Zusatz (*ad educandum scil. obtulit (tradidit, etc.)*) beweist nicht, daß der genannte Knabe nur dorthin kam, „um sich Kenntnisse für das Alltagsleben zu holen“ (2). Offensichtlich wird dies erst, wenn sich derselbe später als Laie nachweisen läßt¹¹⁸). Und selbst in diesen Fällen, die vollständig zusammenzustellen eine wichtige Aufgabe wäre, könnten nachträglich eingetretene Umstände die Rückkehr in die Welt veranlaßt haben. Ähnliches gilt für die Zöglinge der sogenannten *scholae exteriores*, welche ursprünglich entgegen der landläufigen Meinung nicht für Laien, sondern den Weltklerus in Klöstern eingerichtet worden waren¹¹⁹). Doch brauchen wir nicht länger bei dieser Frage zu verweilen, da, soweit ich sehe, niemand in der Lage ist, solche Schulen für die Babenbergerzeit quellenmäßig zu belegen¹²⁰).

Bei der Beurteilung des hochmittelalterlichen Unterrichtswesens ist nun auch zu beachten, daß sich gegen Ende des 12. Jhs. die Mönche hinter die Klostermauern zurückzogen. „So gab man überall . . . das Arbeitsfeld der Schule auf. Auch die Seelsorgearbeit wurde von vielen Klöstern prinzipiell zurückgewiesen“¹²¹). Der geistige Aufstieg der sogenannten Renaissance des 12. Jhs. ging von den westeuropäischen Kathedralschulen aus. Die Entwicklung griff auch auf Deutschland über, wirkte sich für den österreichischen Raum aber insofern negativ aus, als der babenbergische Herrschaftsbereich, sehen wir von dem ‚bayrischen‘ Zwischenspiel 1139—1156 ab, bis 1218 gar keinen Bischofssitz beherbergte, und auch hernach nur in Form des von Salzburg abhängigen steirischen Suffraganbistums Seckau, das freilich bereits dadurch zu einer Art Schulzentrum geworden zu sein scheint¹²²). Zumindest sah sich Bischof Heinrich bei einer Revision 1242 genötigt, Schülern, die keine Tonsur tragen (*scolares cuiuscumque condicionis non ferentes*

¹¹⁸) Einen eindeutigen Beleg dieser Art verdanke ich Herrn Dr. Leopold Auer (Österr. Staatsarchiv, Wien): Unter den adeligen Söhnen, die dem Stift Göttweig zur Erziehung übergeben wurden (*Die Traditionsbücher des Benediktinerstiftes Göttweig* hg. v. A. Fuchs *Fontes rerum Austriacarum* II/69 Wien/Leipzig 1931 214 Nr. 73; 215 Nr. 76; 224 f. Nr. 85; 306 Nr. 170 [*puer oblatus!*]) befindet sich auch ein *Sigifridus*, der dem Stift bei der Gelegenheit (ca. 1120/30) einen Hörigen als Censualen widmet (ebd. 427 Nr. 289). Dieser Siegfried gehörte zu den Hochfreien von Grie-Ranna, schenkte 1141/47 mit seinem Bruder Megingoz Güter an Göttweig (ebenda 466 f. Nr. 335), war verheiratet und starb ca. 1147 (471 ff. Nr. 341).

¹¹⁹) S p e c h t *Unterrichtswesen* 36 f.

¹²⁰) Selbstverständlich vorausgesetzt werden solche Schulen von Anton Mayer *Geschichte der geistigen Cultur in Niederösterreich* (Wien 1878) 82 f; Koller *Schulwesen* 3; L h o t s k y *Umriss* 33; Z ö l l n e r *Gesch. Österreichs* 103.

¹²¹) Philibert Schmitz *Geschichte des Benediktinerordens* Bd. III übers. v. R. T s c h u d y (Einsiedeln/Zürich 1955) 16.

¹²²) Über eine Schule hatte das Chorherrenstift schon vorher verfügt, die jedoch gewiß hinter der des Benediktinerstiftes Admont zurückstand. Als weitere steirische Schulen nennt Koller *Schulwesen* 7 die in den Stiften St. Lamprecht (das aber auch nach 1180 bei Kärnten verblieb) und Voralpe und die Bildungsanstalten des Deutschen Ritterordens in Großsonntag und Graz (St. Kunigunde am Lech).

tonsuram clericalem) und solchen, die umherziehen (*scolares vagi*), den Eintritt und Aufenthalt im Chor, Kloster und Speisesaal zu untersagen¹²³). Und geradezu sensationell wäre es, wenn Bernhard Bischoff mit seiner ansprechenden Vermutung recht hätte, daß der berühmte Codex Buranus Clm. 4660 am Hofe des Bischofs Karl (1218—1231) oder Heinrich (1232—1243) von Seckau zusammengestellt wurde¹²⁴). Für Ober- und Niederösterreich kam als Stätte höherer Bildung jedoch vor allem die Domschule zu Passau in Frage. Man hat versucht, daneben der (offenbar seit der zweiten Hälfte des 12. Jhs. bestehenden) Pfarrschule bei St. Stephan in Wien „geradezu präuniversitäre Wissenschaftlichkeit“ zuzusprechen¹²⁵). Ob sich dies aus dem Privileg Kaiser Friedrichs II. für die Stadt Wien (1237) mit solcher Sicherheit schließen läßt, wage ich nicht zu entscheiden. Für die Qualität dieser Schule soll auch der Name des von dem Reichersberger Propst Gerhoh angegriffenen, aus Frankreich stammenden Frühscholastikers Magister Petrus Wiensis († 1183) bürgen, der als *scholasticus* bezeugt ist und dies dann wohl in dem Institut bei St. Stephan gewesen sein müßte¹²⁶). Dieser Umstand würde dann auf eine Dominanz der theologischen Studien an dieser Schule hinweisen. Nichts spricht dafür, daß sie zur Zeit der Babenberger von Laien in größerer Zahl besucht wurde¹²⁷). Vielmehr hatten derartige Pfarrschulen nunmehr in steigendem Maße die Ausbildung des Weltklerus zu übernehmen. Seit dem frühen 13. Jh. tauchen nun auch mehrfach *scholastici* in den Urkunden unseres Raumes auf, so in Raabs, Neunkirchen, Wiener Neustadt, Hadersdorf¹²⁸).

XII

Zu der geschilderten Situation des Unterrichtswesens paßt die geringe literarische Produktivität, die das hochmittelalterliche Österreich in lateinischer Sprache aufzuweisen hat. Gewiß wäre ein Vergleich mit der Literaturblüte Westeuropas verfehlt, doch auch im Rahmen der lateinischen Literatur Deutschlands ist der österreichische Beitrag ziemlich unbedeutend. Selbständige theologische Werke sind, abgesehen vielleicht von den verlorenen Schriften jenes Magister Petrus, so gut

¹²³) Koller *Schulwesen* 4; Muchar *Gesch. d. Hgm. Stmk.* 5. Teil 177 f.

¹²⁴) Vorwort zur Ausg. der *Carmina Burana* I/3 XI f.; vgl. dazu Dieter Schaller *Bemerkungen zum Schlußband der kritischen Edition der Carmina Burana in Mlat. Jb.* 10 (1975) 106—115 hier 109; Rudolf Schieffer *Marchiones. Steiermärker in den Carmina Burana?* in *MIÖG* 82 (1974) 412—418.

¹²⁵) Lhotsky *Umriß* 34.

¹²⁶) Ebenda nach Peter Classen *Zur Geschichte der Frühscholastik in Österreich und Bayern* in *MIÖG* 67 (1959) 249—277, hier 262 ff. und Heinrich Fichtenau *Magister Petrus von Wien* in *MIÖG* 63 (1955) 283—297. Vgl. auch Lhotsky *Quellenkunde* 228 f.

¹²⁷) Lhotsky *Umriß* 34 nennt sie „ein vorzugsweise der Klerikerbildung dienendes Institut“. — In der Handfeste Hg. Albrechts für Wien vom 12. Feb. 1296 heißt es bezüglich der Schule: *Swelich schuler ungevürich und ungevolgich dem schulmaister wolde sen, der sol diu stat raumen oder er werde ein laie.* Max Büdinger, nach dessen Abdruck der Urkunde ich hier zitiere, hat die Stelle ganz wörtlich genommen (*Über einige Reste der Vagantenposie in Österreich in Sitzungsberichte der österr. Akad. d. Wissenschaften* Phil.-hist. Klasse Bd. 13 (1854) 314—339 hier 334); Koller *Schulwesen* 9 meint dagegen, „Laie werden“ bedeute nur: „er muß die Studentenkleidung, welche der geistlichen Tracht nachgebildet war, wieder ablegen.“

¹²⁸) Vgl. Koller *Schulwesen* 14 ff.; Lhotsky *Umriß* 51.

wie keine zu verzeichnen. Nicht einmal in der Bibelexegese und der Homiletik scheint man es zu einer gewissen Originalität gebracht zu haben, wie sie in der Steiermark unter den Traungauern immerhin die Äbte Gottfried († 1165) und Irimbert († 1177) von Admont erreichten¹²⁹). Natürlich fehlte es auch der babenbergischen Mark nicht an Geschichtsschreibern. Doch kann die seit dem Ende des 11. Jhs. einsetzende Annalistik kaum je höheren literarischen Ansprüchen genügen. Aus den übrigen historiographischen Schriften¹³⁰) ragt im Grunde nur die *Vita Altmanni*, die gegen 1140 in Göttweig entstanden sein dürfte, hervor. Zu größeren zusammenhängenden Darstellungen — als welche man die Annalen ja nicht bezeichnen kann — konnte man sich in dem uns interessierenden Zeitraum offenbar nicht auffaffen¹³¹). Weit mehr als Frucht der gesamtabendländischen denn der österreichischen Geistesentwicklung haben wir die Werke Ottos von Freising (1111/15—1158) anzusehen, auch wenn dieser als Sohn des Markgrafen Leopold III. seine erste Ausbildung in Klosterneuburg erhalten haben dürfte, ehe er seine Studien in Paris aufnahm¹³²).

Nicht unbeträchtlich ist der österreichische Beitrag zur Hagiographie¹³³). Neben originalen Stücken wie der *Passio sancti Cholomanni* (nach 1150) und der bereits unter den historiographischen Schriften erwähnten *Vita Altmanni* ist hier das durch seine exzeptionelle Reichhaltigkeit bedeutsame *Magnum Legendarium Austriacum* hervorzuheben¹³⁴). Aber auch die Zusammenstellung dieses im (verlorenen) Original ca. 580 Heiligenlegenden umfassenden Riesenwerkes stellt den Mönchen unseres Raumes nur hinsichtlich ihres großen Sammel- und Schreibereifers ein gutes Zeugnis aus. Diesem Eifer verdanken wir auch eine nicht unbeträchtliche Menge wertvoller Codices antiker Autoren (darunter so seltener wie Jordanes und Apuleius)¹³⁵). „Ein stiller Enthusiasmus durchzittert die Scriptorien der Mönche“, hat es Hugo Hantsch überschwenglich formuliert¹³⁶).

¹²⁹) Vgl. M u c h a r *Gesch. d. Hgm. Stmk.* 4. Teil 93 ff.

¹³⁰) Diese vollständig verzeichnet bei L h o t s k y *Quellenkunde* bes. 173 ff.

¹³¹) Als Ausnahme könnte man bestenfalls die gegen Ende des 12. Jhs. in Zwettl beendet *Historia pontificum Romanorum* anführen (vgl. L h o t s k y *Quellenkunde* 186).

¹³²) Wenn wir mit Walther L a m m e r s Ottos Geburtsdatum in die Zeit um 1114/15 setzen, so war der Student etwa 19 bis 20 Jahre alt, als er 1132/33 Paris wieder verließ (Einleitung zur Ausg. der *Chronik* von A. Hofmeister/W. Lammers, Darmstadt 1961 XXV f.). Viel mehr als die Elementargründe wird Otto also in Klosterneuburg nicht erlernt haben.

¹³³) Dazu L h o t s k y *Quellenkunde* 203 ff.

¹³⁴) Dazu Gerhard Eis in *Verfasserlexikon* Bd. V (1955) s. n. Erhalten ist das Werk in Codices der Klöster Heiligenkreuz, Lilienfeld, Zwettl, Melk, Admont und der Wiener Nationalbibliothek. Dem Original am nächsten steht das Exemplar von Heiligenkreuz (Ende des 12. Jhs.). Hier könnte auch das Original entstanden sein (um 1190).

¹³⁵) Besonders beachtlich war hier die Tätigkeit der Chorherren von Klosterneuburg. Dazu Alphons L h o t s k y *Studia Neuburgensia. Beiträge zur Grundlegung einer Geschichte der Wissenschaftspflege im spätmittelalterlichen Niederösterreich* (1961) in: *Ders. Aufsätze und Vorträge* Bd. 3 (Wien 1972) 179—227 bes. 197 ff. Die Schrift *Peri hermeniae Apuleii* ist überliefert im Cod. Claustro-neuburgensis 498 (ebenda 197 f.) Die *Getica* des Jordanes fand Aeneas Silvius in Göttweig vor. Dieser Codex dürfte im Cod. Vind. 203 vorliegen (L h o t s k y *Aeneas Silvius und Österreich* ebenda 26—71, hier 60).

¹³⁶) H a n t s c h *Gesch. Österreichs* 88.

Nicht der Rede wert ist die Tätigkeit auf dem Felde des Quadriviums¹³⁷⁾. Doch auch mit der lateinischen Poesie steht es kaum besser. Hier wären einige, meist recht kurze Gedichte zeitgeschichtlichen oder historiographischen Inhaltes, insbesondere Nänien, zu registrieren¹³⁸⁾, daneben noch das eine oder andere Denkmal religiöser Lyrik¹³⁹⁾. Überregionale Bedeutung kommt nur einem liturgischen Drama, dem Klosterneuburger Osterspiel zu. Das im Codex Claustr. 574 aus dem frühen 13. Jh. überlieferte Spiel (*Ordo paschalis*) ist jedenfalls in der Diözese Passau entstanden¹⁴⁰⁾, am ehesten in Klosterneuburg selbst, wo es ein Chorherr für eine Aufführung zu Ostern 1204 vorbereitet haben könnte, als Hg. Leopold VI. das Stift besuchte¹⁴¹⁾. Der Text ist zwar nicht frei von Unklarheiten und Widersprüchen, zeichnet sich jedoch durch lebendige Gestaltung und Einführung ungewöhnlicher Szenen und Einzelzüge aus¹⁴²⁾. Mit diesem Spiel zum Großteil identisch und vermutlich davon abhängig ist jener *Ludus dominice resurrectionis*, der in den Codex der *Carmina Burana* eingetragen wurde (CB 15*)¹⁴³⁾.

Zur Vagantenlyrik hat unser Raum schwerlich etwas Originales beigetragen¹⁴⁴⁾,

137) Vgl. L h o t s k y *Umriß* 28. — Eine gewisse Beliebtheit auch in unserem Raum erlangte dagegen das religiös-allegorische Naturbuch *Physiologus*. Die älteste Hs. der kürzenden lateinischen Fassung, die den deutschen Bearbeitungen zugrundeliegt, ist der Göttweiger Codex 101, der wohl noch dem 11. Jh. angehört. Im bairisch-österreichischen Raum wird diese — von G. Heider *Dicta Chrysostomi* genannte — Fassung, die eine Umarbeitung der älteren, seit der karolingischen Zeit überlieferten Redaktion AB darstellt, vermutlich auch entstanden sein. Die älteste deutsche Bearbeitung ist jedoch ins alemanische Sprachgebiet (Hirsau?) zu setzen und nicht etwa nach Göttweig, wie Zöllner *Gesch. Österreichs* 104 behauptet (vgl. Friedrich Wilhelm *Denkmäler deutscher Prosa des 11. und 12. Jahrhunderts* Nachdruck München 1960 Kommentar 13 ff.; Karl Stackmann *Physiologus* (Nachtrag) in *Verfasserlexikon* Bd. V. Sp. 901 ff.; de Boor *Gesch. d. dt. Lit.* I 129).

138) So etwa das Klagegedicht auf das Aussterben der Grafen von Pütten, 12. Jh. (L h o t s k y *Quellenkunde* 126), die Nänien für Hg. Friedrich II. (ebenda 235), das Melker Gedicht auf den Mongoleneinfall von 1241 (ebenda 232), das Gedicht über Gründung und Frühgeschichte des Klosters Zwettl (entstanden bald nach 1230) im Stiftungsbuch von Zwettl (ebenda 244) und dergleichen mehr.

139) So etwa die Sequenzen des Propstes Rudger I. (1167/68) von Klosterneuburg auf den Hl. Nikolaus und die Hl. Afra (L h o t s k y *Aufsätze und Vorträge* Bd. 3, 195 f.).

140) Vgl. Helmut de Boor *Die Textgeschichte der lateinischen Osterfeiern* (*Hermaea* 22, Tübingen 1967) 241.

141) Vgl. Karl Young *The Drama of the Medieval Church* Bd. I (Oxford 1933, Nachdruck 1967) 431.

142) Vgl. ebenda 430 ff.

143) Vgl. ebenda 432. Neueste Ausg. v. Schumann/Bischoff *Carmina Burana* I/3, 134 ff.

144) Max Büdinger *Vagantenpoesie* bringt nur Hinweise auf österreichische Hss., die Reste solcher Poesie auswärtiger Provenienz enthalten. — Ein bemerkenswertes Phänomen ist immerhin die Urkundenparodie, die uns ein loses Blatt einer Hs. aus St. Pölten überliefert (hg. v. Theodor Mayer *Spicilegium von Urkunden aus der Zeit der österreichischen Babenberger-Fürsten* in *Archiv für Kunde der österreichischen Geschichtsquellen* 6 (1851) 274—318, hier 316—318). Vgl. dazu Wilhelm Giesebrecht *Die Vaganten oder Goliarden und ihre Lieder* I in *Allgemeine Monatschrift für Wissenschaft und Literatur* Jg. 1853, 10—43, hier 35 f. Es handelt sich dabei nach Giesebrecht

obwohl sich das kulturelle Gesamtbild durch die Zuweisung des Codex Buranus an Seckau (s. o.) nicht unbeträchtlich verschieben würde. Vollends werden wir die Nachahmung der antiken epischen und lyrischen Poesie vermissen. Das nimmt nicht wunder, hat doch nicht einmal Lhotskys patriotische Darstellungen den gänzlichen Mangel an eigenständigen Leistungen auf dem Gebiete der Grammatik, Rhetorik¹⁴⁵⁾ und Poetik vor der Mitte des 13. Jhs. verdecken können. Die *lectio auctorum* dürfte in den meisten Fällen eher bescheiden gewesen sein. Vergleichen wir etwa den Katalog der ‚Schulbibliothek‘ des in dieser Hinsicht gewiß führenden Stiftes Klosterneuburg von etwa 1200 (Cod. Claustr. 1243, fol. 76r)¹⁴⁶⁾ mit der Liste der Schulautoren, die der kaum extrem humanistischer Gesinnung verdächtige Konrad von Hirsau bereits in der ersten Hälfte des 12. Jhs. empfiehlt¹⁴⁷⁾, so fehlen in Klosterneuburg Cicero, Terenz, Juvenal, Persius, Statius, ‚Homerus‘ (*Ilias latina*) und sogar Vergil (dieser allerdings wohl nur aus Versehen). Zusätzlich weist die Liste abgesehen von dem Grammatiker Priscian, den Konrad nur nebenbei erwähnt, nur Maximian auf. Ein Vergleich mit jüngeren auswärtigen Listen¹⁴⁸⁾ fällt noch nachteiliger aus.

Als bedeutsamste Frucht der *lectio auctorum* ist das nach der ältesten Hs. so benannte *Florileg von Heiligenkreuz* hervorzuheben, das neuerdings eine eingehende Würdigung erfahren hat¹⁴⁹⁾. Die sechs Hss., die das Florileg ganz oder teilweise überliefern, stammen alle aus dem bayrisch-österreichischen Raum. Hier wird im Verlaufe des 12. Jhs. das Original zusammengestellt worden sein. Das Florileg enthält Exzerpte aus Ovid, Horaz, Vergil, Lucan, Persius, Maximian, Juvenal, Juvenecus, Boethius, Sedulius, Prudentius, Arator, Alcimus Avitus,

um „ein humoristisches Exemptionsprivilegium der fahrenden Schüler für die Güter der Salzburger Kirche in Österreich im Jahre 1209“. Zu der Handschrift, die heute im Haus-, Hof- und Staatsarchiv Wien verwahrt wird (Cod. „Blau“ 356), vgl. nunmehr Winfried Stelzer *Zur Pflege des gelehrten Rechts in der Diözese Passau um 1200 in Codices manuscripti. Zeitschrift für Handschriftenkunde* 1, Heft 3 (1975). Wie Stelzer angibt, kann an der Herkunft der Hs. und an der direkten Bezugnahme des Textes auf Propst Sigehard von St. Pölten kein Zweifel bestehen.

¹⁴⁵⁾ Selbst die für Recht und Verwaltung unerläßliche *Ars dictaminis* scheint hierzulande zu jener Zeit nicht sonderlich geblüht zu haben. Als einziges beachtenswertes Produkt jener Kunst ist die (allerdings kaum zu praktischen Zwecken, sondern zur Unterhaltungslektüre verfaßte) Briefsammlung im Codex Vind. 2239 (saec. XIII) fol. 113 v—120 v zu nennen, die 1235/36 im Wiener Raum, am ehesten in Klosterneuburg, entstanden sein dürfte. Vgl. dazu Leopold Auer *Eine österreichische Briefsammlung aus der Zeit Friedrichs des Streitharen in MIOG* 77 (1969) 43—77. Es ist unverzeihlich, daß die Edition des Textes dem Raummangel zum Opfer gefallen ist.

¹⁴⁶⁾ Ausg. bei Theodor Gottlieb *Mittelalterliche Bibliothekskataloge Österreichs I: Niederösterreich* (Wien 1915) 100; vgl. dazu Lhotsky *Aufsätze und Vorträge* Bd. 3 188 ff.

¹⁴⁷⁾ Ausg. v. R. B. C. Huygens *Accessus ad auctores. Bernhard d'Utrecht. Conrad d'Hirsau: Dialogus super auctores* (Leiden 1970) 71—131.

¹⁴⁸⁾ Vgl. Verf. *Similitudo. Vergleich und Exempel in der lateinischen, französischen und deutschen Großepik des Hochmittelalters* Bd. I (*Philologica Germanica* 2, Wien 1975) 17 ff.; Günter Glauche *Schullektüre im Mittelalter* (*Münchener Beiträge zur Mediävistik und Renaissance-Forschung* München 1970) 123 ff.

¹⁴⁹⁾ Günter Glauche *Einige Bemerkungen zum ‚Florileg von Heiligenkreuz‘ in Festschrift für Berhard Bischoff zum 65. Geburtstag* (Stuttgart 1971) 295—306.

Venantius Fortunatus und Sulpicius Severus. Abgesehen von den letzten dreien handelt es sich durchweg um Schulautoren dieser Zeit. Ein Drittel des Florilegs machen Ovid-Exzerpte aus. Dies ist so ziemlich das einzige Zeichen, daß auch dieses Gebiet Anschluß an die gesamtabeländische *aetas Ovidiana* gefunden hat.

XIII

Jeder Schrifttext in deutscher Sprache ist nun bis zum Beginn des Spätmittelalters, wie es Hugo Kuhn formuliert hat, „schon vom Schreiben her ein Vermittlungsprodukt zwischen mündlich volkssprachlicher Laien- und schriftlich lateinischer Klerikerkultur“¹⁵⁰). Die frühmittelhochdeutschen religiösen Dichtungen sind von Geistlichen für Laien zur Belehrung und Erbauung geschaffen worden, es sind Werke der ‚inneren‘ Mission¹⁵¹). Daß bei epischen Gedichten wie dem *König Rother*, dem *Herzog Ernst*, dem *Nibelungenlied* Kleriker in demselben Sinne als Verfasser anzunehmen und somit nicht nur für die schriftliche Fixierung verantwortlich zu machen sind, scheint mir dagegen keineswegs so sicher, wie manche Forscher annehmen¹⁵²).

Über die Bildung der oben aufgeführten Berufsdichter läßt sich wenig Sicheres sagen. Manche von ihnen haben eine klerikale Ausbildung erhalten. Sicher wissen wir das vom Marnner, der etliche lateinische Gedichte hinterlassen hat. Aber gerade dieser Zweisprachigkeit wegen wird er von dem Bamberger Schulmeister Hugo von Trimberg am Ende des 13. Jhs. ausdrücklich als rühmenswerte Ausnahme hervorgehoben (*Renner*, V. 1229 ff.), und Rumslant von Sachsen (2. Hälfte 13. Jh.), dem man selbst gewisse gelehrte Kenntnisse nicht absprechen kann, neidet dem Konkurrenten seine lateinische Gelehrsamkeit und ruft ihm zu: *des versmâ die leien niht ze sêre*¹⁵³). Schließlich wird von dem Meißner, der die Gelehrsamkeit des Marnners zu übertreffen sucht (HMS III, 100 b), gesagt, *er gebe den pfaffen ir doene wider unt singe, swaz er welle* (HMS III, 38 b)¹⁵⁴). Es gilt als offenbar den wandernden ‚Literaten‘ des späteren 13. Jhs. als von den

¹⁵⁰) H. K u h n *Versuch einer Theorie der deutschen Literatur des Mittelalters* in *Ders. Text und Theorie* (München 1969) 3—9 hier 4.

¹⁵¹) Vgl. M e i ß b u r g e r *Mönchsdichtung* passim bes. 250—267; Bernd N a u m a n n *Dichter und Publikum in deutscher und lateinischer Bibelepik des frühen 12. Jahrhunderts* (*Erlanger Beiträge zur Sprach- und Kunstwissenschaft* 30 Nürnberg 1968). Naumann stellt zusammenfassend fest, daß mit den deutschen Dichtungen „ein unwissendes, ungebildetes Publikum angesprochen“ wird (108), während die verfeinerten Stilmittel der lateinischen Epik auf „eine kritische Leserschaft“ zielen, „die nicht erst missioniert zu werden braucht, und deren Aufmerksamkeit für altbekannte Dinge nur durch neuartige, geistreiche und ästhetisch ansprechende Verformung gewonnen werden kann“ (109).

¹⁵²) Vgl. d e B o o r *Gesch. d. dt. Lit.* I 252: „Für die beiden Epen *König Rother* und *Herzog Ernst* ist uns der geistliche Dichter ohnehin sicher.“ — Für einen klerikalen Verfasser des NL traten u. a. Friedrich P a n z e r und Dietrich K r a l i k ein (vgl. Gottfried W e b e r/Werner H o f f m a n n *Heldendichtung* II: *Nibelungenlied* Sammlung Metzler 7 Stuttgart² 1964 55 f.).

¹⁵³) Friedrich Heinrich von der H a g e n *Minnesinger. Deutsche Liederdichter des 12., 13. und 14. Jahrhunderts* (Leipzig 1838) Bd. III, Sp. 56 b (= HMS III, 56 b). — Vgl. F r a n z *Spruchdichter* 31 ff

¹⁵⁴) Vgl. ebenda.

meisten unerreichtes Wunschziel, *pfaffe*, d. h. *clericus litteratus*, ‚klerikal Gebildeter‘, zu sein oder es diesem gleich zu tun. Wenn somit ein großer Teil dieser sich so gelehrt gebärdenden Dichter, die auf die Spielleute herabblickten, nur die Anfangsgründe einer schulischen Ausbildung mitbekommen haben¹⁵⁵), um wieviel eher müssen wir dies für die Berufsdichter älterer Zeit, da es noch weit weniger Schulen gab, annehmen. Ja, was hindert uns, die Ritterbürtigen unter ihnen mit dem ritterlichen Dilettanten Ulrich von Lichtenstein in eine Reihe zu stellen? Gerade diejenigen, die eine höhere Bildung im Sinne der ritterlichen Laienkultur empfangen konnten, hatten weit weniger Anlaß, in die andere Bildungswelt einzutreten, als die Angehörigen des dritten Standes, die erst als *litterati* über das Niveau der einfachen Spielleute hinausgelangen konnten.

Wie verträgt sich diese Ansicht mit der Tatsache, daß gerade etwa der Tannhäuser, der adeliger Abstammung gewesen sein dürfte, so reiche Kenntnisse auf vielen Gebieten in einigen seiner Gedichte vorweist und ebensolche bei seinem Publikum voraussetzt? Da ist nicht nur sein reicher französischer Wortschatz, sondern wir begegnen auch einer solchen Menge geographischer Namen wie bei keinem Lyriker vor Oswald von Wolkenstein. Am verblüffendsten aber ist sein Spiel mit Personennamen der Sage und Geschichte. Diese zahlreichen Gestalten werden vermengt und verbunden in einer Weise, die man mit de Boor¹⁵⁶) nur als Parodie verstehen kann. Gerade diese Parodie war aber nur sinnvoll, wenn das Publikum mit den meisten dieser Personen etwas anzufangen wußte. Gerade die Schule hätte die Zuhörer jedoch nicht dazu befähigt, da die Gestalten zum Großteil nur volkssprachlichen Werken entnommen sein können. Bezüglich der übrigen Kenntnisse hat bereits Siebert darauf hingewiesen, daß der Dichter sie gewiß eigener Lebenserfahrung, vor allem seinem Wanderleben und seiner Teilnahme am Kreuzzug Friedrichs II. verdankt und daß jeder speziell „geistlich-gelehrte Einschlag“ in seiner Bildung fehlt¹⁵⁷).

Sein Publikum kannte also wohl Romane mit antiken Stoffen, ebenso auch die Geschichten von den Rittern der Tafelrunde, von Gawan und Iwein, Lanzelet und Parzival, Wigamur und Wigalois, von Tristan und Isolde (vgl. Leich IV, Str. 1—15), desgleichen aber auch das *Rolandslid* (Leich V, Str. 23) und Wolframs *Willehalm* (ebd., Str. 12—13; 20). Es verstand einigermaßen Französisch und kannte einige lateinische Brocken. All dies ist bei Adeligen des 13. Jhs. nichts Außergewöhnliches. Ein anderes Publikum hat der Tannhäuser nicht anzusprechen versucht. „Und gab es überhaupt im 13. Jh. ein anderes Publikum?“, fragt Kurt Ruh in seiner Einleitung zur Ausgabe des *Helmbrecht* (XX). Für die uns namentlich bekannten Berufsdichter schwerlich, sofern wir einzelne Angehörige des Weltklerus einbeziehen. Daß auf Jahrmärkten und in Wirtschaftshäusern auch vor Angehörigen des dritten Standes keinerlei ‚literarische‘ Produktionen vorgetragen wurden, ist gleichwohl schwer denkbar, doch wissen wir nichts darüber.

Wenn wir im Bereich des einigermaßen Erkennbaren verbleiben, so scheint jedenfalls nach dem Gesagten gerade das Herrschaftsgebiet der Babenberger ein hervorragendes Demonstrationsobjekt für die These von der Unabhängigkeit der beiden

¹⁵⁵) Ebenda 38.

¹⁵⁶) De Boor *Gesch. d. dt. Lit.* II 373.

¹⁵⁷) Siebert *Tannhäuser* 16 f.

mittelalterlichen Bildungswelten. Das Kernland der mittelhochdeutschen Heldenepik, die ständige oder auch vorübergehende geistige (und materielle) Heimat so vieler hervorragender Minnesänger und Spruchdichter war bis in jene Zeit, ja teilweise noch darüber hinaus, kulturelles Entwicklungsgebiet im Sinne der lateinischen Bildungstradition. Eine letztlich aus dieser Tradition erwachsene Geschichtsschreibung, fehlgeleitet überdies durch einen übertriebenen Patriotismus, hat diese Tatsache zumeist übersehen. Zwar klagte schon Lhotsky, daß der klösterlichen Kultur unseres Raumes zu jener Zeit „irgendeine wirkliche und anerkannte Führerschaft“ ermangelt und „das Laientum . . . diese Lücke noch nicht zu schließen (vermocht)“ habe, denn: „der Haushalt der Babenberger war in der Markgrafenzeit noch allzu bäurisch und in der Herzogszeit schon allzu höfisch“¹⁵⁸). Aber gerade aus solchen Befunden ergibt sich die Erkenntnis, daß das Laientum damals ohne nennenswerte Leitung von seiten der ‚Gebildeten‘ weit mehr zu leisten imstande war, als sich heutige Gebildete träumen lassen.

¹⁵⁸) L h o t s k y *Quellenkunde* 164.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Jahrbuch für Landeskunde von Niederösterreich](#)

Jahr/Year: 1976

Band/Volume: [42](#)

Autor(en)/Author(s): Knapp Fritz Peter

Artikel/Article: [Literatur und Publikum im Österreichischen Hochmittelalter 160-192](#)